Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Heft 12 1939

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.



Zwei junge Herren
ufnahme: Heinrich Richter

Amtliche Mitteilungen

Abstammungsnachweis des unehelichen Kindes

Der Reichsminister des Innern hat in mehreren Erlassen angeordnet, daß ein uneheliches Kind, das mütterlicherseits arischer Abstammung ist, bis zum Beweise des Gegenteils als arisch anzusehen ist, wenn nicht besondere Umstände im Einzelfalle dagegen sprechen. Durch diese Anordnung soll vermieden werden, daß unehelich geborene Volksgenossen unter Umständen nur deshalb benachteiligt werden, weil sie bei einem notwendigen Abstammungsnachweis keine Angaben über ihren natürlichen Vater machen können. Zwar wenden sich diese Erlasse des Reichsministers in erster Linie an die Behörden. Doch sind die darin enthaltenen Grundsätze, wie das Reichsgericht betont (RG. VI 175/38, 11. Januar 1939), von allen Volksgenossen zu beachten. Es kann also niemand die Tatsache der unehelichen Geburt zu der unbewiesenen Behauptung benutzen, der Betreffende könne den Nachweis seiner arischen Abstammung nicht führen und sei möglicherweise nicht rein arisch.

Gewährung von Schulgeldfreistellen in Zehnteln

Nach einem Erlaß des Reichserziehungsministers werden Schulgeldfreistellen statt bisher in Vierteln in Zukunft in Zehnteln vom ungekürzten Schulgeldbetrage gewährt. Sie können in Höhe von $^{1}/_{10}$ bis zu $^{10}/_{10}$ des Schulgeldes gewährt werden. In den Fällen, in denen die Erziehungsberechtigten Geschwisterermäßigung erhalten, treten die Freistellen zu der nach den gesetzlichen Bestimmungen zu gewährenden Geschwisterermäßigung.

Erlassung des Schulgeldes

Nach den geltenden Richtlinien kann auf besonderen Antrag das Schulgeld ausnahmsweise erlassen werden, wenn das Kind die Schule wegen Krankheit oder aus sonstigem wichtigen Grunde einen ganzen Kalendermonat hindurch nicht besuchen konnte. Das Kind muß vorher ordnungsmäßig krank gemeldet oder von der Schule ausdrücklich beurlaubt worden sein. Für kleinere Zeiträume als einen abgeschlossenen Kalendermonat gibt es keinen Schulgelderlaß. Erkrankt z. B. das Kind am 3. des Monats und geht ab 5. des nächsten Monats wieder zur Schule, so ist es zwar länger als einen Monat, aber nicht während eines „abgeschlossenen" Kalendermonats krank gewesen. Das muß bei Anträgen beachtet werden.

Weibliches Gaststättenpersonal

Nach den Vorschlägen der zuständigen Reichsfachgruppe im Fachamt „Der deutsche Handel" in der DAF. soll ein Gaststättenbetrieb mit einer Mindestzahl männlichen Nachwuchses auskommen können, dagegen aber den weiblichen Arbeitskräften derartige Aufstiegsmöglichkeiten bieten, daß ein neuer und verstärkter Zustrom zu diesen Berufszweigen erfolgt.

Künftighin sollen nach diesen Anregungen die im Gaststätten- und Beherbergungsgewerbe tätigen weiblichen Personen eine dreijährige Lehrzeit durchmachen und sowohl in der Küche als auch in der Bedienung und im Hause ausgebildet werden. Dann soll durch eine Prüfung zur Gaststättengehilfin auch der Weg zur Meisterin des Faches geebnet werden.

In diesem Zusammenhang soll für die Gaststättengehilfin die bisher übliche Bezeichnung „Kellnerin" verschwinden.

Bisher erschienene Beiträge zur Frage der Berufswahl:

Was könnte unser Mädel werden?

Die Volkspflegerin .... 1/1935 und 2/1938
Landwirtschaftliche Frauenberufe 5/1938
Die ländliche Haushaltspflegerin 2/1935
Die städtische Haushaltspflegerin 4/1935
Die Krankenpflegerin 7/1935
Die Säuglings- u. Kleinkinderpflegerin 3/1935
Die braune Schwester 2/1937
Die NS.-Schwester 15/1937
Die braune Schwester (Ausbildungsweg) 23/1937
Die Krankenschwester 9/1937
Die Kindergärtnerin (Hortnerin) 1/1935, 20/1938
Die Ausbildung der Kindergärtnerinnen 13/1937
Die Kinderpflege- u. Haushaltsgehilfin 3/1935
Die bäuerliche Wirtin (Oberwirtin).... 2/1935
Die Kolonialandwirtin 2/1936
Die Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltskunde (Lehrfrau) 2/1935
Die Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltschule 13/1937
Die Lehrerin für rhythmische Erziehung 3/1936
Die Gymnastiklehrerin 3/1937
Die Sportlehrerin 21/1937
Die Landlehrerfrau 19/1937
Hauswirtschaftliche Berufe 10/1937
Die Kükenmutter 9/1936
Die Frau am Bienenstand 10/1936
Die Frau im Gaststättengewerbe 18/1937
Die Gärtnerin 6/1935
Die Fotografin .... 1/1936 und 17/1937
Die Diätassistentin 23/1937
Die Graphikerin 6/1937
Der Weg zum Hörsaal 12/1938
Die Kunstschaffende 13/1938
Die Raumgestalterin 5/1939
Die Bibliothekarin 2/1936
Die Apothekerin .... 6/1936 und 2/1939
Die Schauspielerin 1/1938
Die Chemotechnikerin 14/1937
Die Dentistin 22/1938
Die Friseuse 16/1937
Die Verkäuferin und Warenvertreterin 20/1937
Die Verkäuferin .... 4/1936 und 18/1938
Die Stenotypistin — ein Beruf? 10/1938
Die Putzmacherin 25/1937
Die Kunststopferin 6/1938
Die Handweberin und Stickerin 7/1938
Die technisch-wissenschaftliche Assistentin 5/1935
Die technische Zeichnerin 26/1938
Die soziale Betriebsarbeiterin 5/1936 und 3/1938
Die Schneiderin 1/1937
Doris entwirft Kleider 9/1938
An der Nähmaschine 5/1937
Wäscherinnen und Plätterinnen 22/1937
Das Bekleidungsgewerbe 16/1938
Das Mädel im Arbeitsdienst 7/1936
Lagerführerin im Arbeitsdienst 8/1937
Wie wird man Arbeitsdienstführerin .. 26/1937
Wir gehen ins Büro 8/1936
Frauen in der Lederwarenindustrie .. 11/1936
In der Werklehrerbildungsanstalt 12/1936
Gehilfinnen des Osterhasen 7/1937
Das Fräulein vom Amt 11/1937
Die Reichspostbeamtin 8/1939
Die Frau im Fremdenverkehrswesen .. 25/1938
Vorbereitung auf den Beruf der Mutter 4/1938
Das land- u. hauswirtschaftl. Pflichtjahr 8/1938
Richtlinien für das weibliche Pflichtjahr 10/1938
Wenn nicht Beruf, dann Frauendienst 24/1938
Berufswahl im Hinblick auf die Ehe .. 11/1939

Was könnte unser Junge werden?

Der Bauer (praktischer Landwirt, Melker, Gartenbauer) 1/1935
Der Melker 21/1937
Der Schweinewärter 1/1939
Berufswege in der Landwirtschaft...... 4/1938
Der Lehrer an der ländlichen Fortbildungsschule 2/1939
Der Kulturbautechniker 18/1938
Der Kolonialandwirt 1/1936
Der Pelztierzüchter 23/1937
Der Gärtner 8/1937
Der Führer im Arbeitsdienst 4/1935
Der Förster .... 2/1935 und 17/1937
Der Volksschullehrer 7/1937
Der Bildhauer 6/1935
Der Töpfer (Ofensetzer) 7/1935
Der Keramiker 24/1937
Der Glasmacher 1/1938
Der Glasschleifer 6/1939
Der Glaser 7/1938
Der Zimmerer 18/1937
Der Maurer 19/1937
Der Böttcher und Küfer 20/1937
Der Tischler 15/1937
Der Baumeister 16/1937
Der Apotheker 2/1938
Der Drogist .... 2/1936 und 12/1938
Der Friseur 8/1938
Der Seiler 21/1938
Der Gerber 19/1938
Der Schmied 9/1939
Der Huf- und Wagenschmied 3/1936
Der Kupferschmied 3/1936
Der Schuhmacher 4/1936
Der Schneider 4/1936
Der Schornsteinfeger 5/1936
Der Kellner 8/1936
Der Fleischer 9/1936
Der Koch 10/1936
Der Müller 23/1938
Der Bäcker 12/1936
Der Konditor 4/1937
Der Zuckerbäcker 26/1938
Der Maler und Lackierer 6/1937
Der Bierbrauer 13/1937
Der Bibliothekar 2/1937
Der Schriftleiter 15/1938
Der Bildberichterstatter 7/1936
Der Uhrmacher 11/1936
Der Mechaniker 9/1938
Der Bankbeamte 5/1937
Der Buchbinder 24/1938
Der Beamte 25/1937
Der Berufsfahrer 1/1937
Der Elektriker 3/1937
Der Musiker 9/1937
Der Kunstschaffende 13/1938
Der Steinmetz 17/1938
Der Reichsbahnlehrling 10/1937
Der Kaufmannsgehilfe 22/1937
Der Chemiker 11/1937
Der Ingenieur 6/1938
Der Tiefbauingenieur 14/1938
Der Arzt 12/1937
Der Tierarzt 10/1939
Die Berufsfeuerwehr 11/1938
Die Laufbahnen der Deutschen Reichspost 6/1936
Die deutschen Fachschulen 20, 22/1938
Die deutschen Fachschulen für das Baugewerbe 25/1938
Der Polizeiwachtmeister 4/1939
Der Unteroffizier 26/1937
Der Flieger 15/1938
Wie kommt der Junge zur Handelsmarine? 3/1935
Wie kommt der Junge zur Kriegsmarine? 5/1935
Jungen zur See 16/1938
Wie wird mein Junge Landjahrführer? 4/1936
Berufe, die es gar nicht gibt 11/1936
Gefährliche Berufe für Unberufene .. 14/1937
Berufe, wie sie nicht sind 5/1938
Ostern steht vor der Tür 3/1938

Heft 12 1939

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Inhalts-Übersicht

Der größte Wortbruch aller Zeiten (Eine Geschichtsstunde)
Von Alfred Thiemann
Seite 400

★

45 neue Freunde in der Kleckerklasse
Von Erich Kloß
Seite 403

★

Das Kind übt Kritik
Von Dr. Hans Hajek
Seite 404

★

Kleine Geschichten um unsere Kleinen
Seite 409

★

Der Wunsch als Aufsatzthema
Von Albrecht Schäfer
Seite 414

★

Deutsche Mutter in Sibirien
Roman von Leibfried-Kügelgen
Seite 418

★

Schöpferisches Faulenzen
Von Anni Weber
Seite 421

★

Mutter
Gedicht von Fritz Michel
Seite 422

★

Stundenplan für Mutter
Von Meta Briz
Seite 422

★

Der Sommersprossenkönig
Von Elisabeth Hase
Seite 423

★

Mein Lebenslauf
Von Peter Schmitz
Seite 425

★

Bastelstunde
der »Reichs-Elternwarte«
Seite 426

★

Proletarische »Erziehung«
Seite 430

★

Hilfe bei der Schularbeit

Unsere Rechenstunde
Von Willy Kranz
Seite 412

★

Was können unsere Kinder werden?

Der Bergmann
Seite 426

★

Kinderwarte / Kurzweil am Feierabend

DANZIG

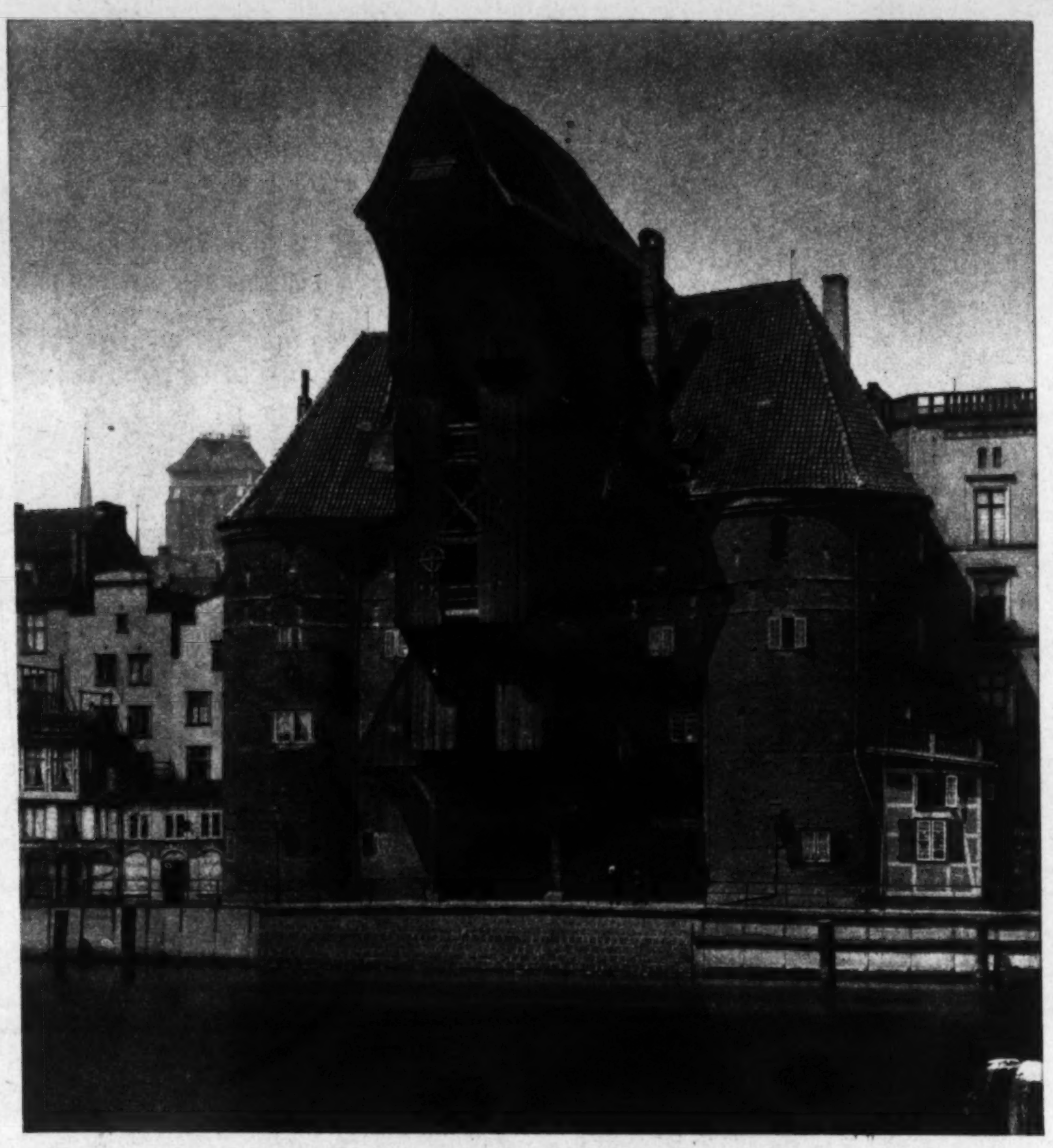
Joseph von Eichendorff

Dunkle Giebel, hohe Fenster,
Türme tief aus Nebeln sehn,
Bleiche Statuen wie Gespenster
Lautlos an den Türen stehn.

Träumerisch der Mond drauf scheinet,
Dem die Stadt gar wohl gefällt,
Als läg zauberhaft versteinet
Drunten eine Märchenwelt.

Ringsher durch das tiefe Lauschen
Über alle Häuser weit,
Nur des Meeres fernes Rauschen,
Wunderbare Einsamkeit.

Und der Türmer wie vor Jahren
Singet ein uraltes Lied:
Wolle Gott den Schiffer wahren,
Der bei Nacht vorüber zieht.



Das Krantor, das Wahrzeichen der deutschen Stadt Danzig

Der größte Wortbruch aller Zeiten

(Eine zeitnahe Geschichtsstunde)

Folgende Sätze standen am Tage nach der großen Führerrede vom 28. April an der Wandtafel der letzten (8.) Klasse einer Volksschule:

„Alle Friedensverträge müssen öffentlich sein und öffentlich zustande kommen. Geheime internationale Vereinbarungen dürfen nicht mehr getroffen werden.

Vollkommene Freiheit der Schiffahrt auf dem Meere außerhalb der territorialen Gewässer.

Beseitigung aller wirtschaftlichen Schranken und Errichtung der Gleichheit der Handelsbeziehungen unter allen Nationen, die sich dem Frieden anschließen.

Einschränkung der Rüstungen.

Freie, weitherzige und unbedingt unparteiische Schlichtung aller kolonialen Ansprüche mit Berücksichtigung der Interessen der betreffenden Bevölkerungen.

Räumung des ganzen russischen Gebietes, um Rußland eine unbeeinträchtigte Gelegenheit zur unabhängigen Bestimmung seiner politischen Entwicklung zu geben.

Räumung und Wiederaufrichtung Belgiens.

Befreiung und Wiederaufrichtung der besetzten Gebiete Nordfrankreichs.

Berichtigung der italienischen Grenzen.

Gewährleistung der autonomen Entwicklung der Völker Oesterreich-Ungarns.

Räumung und Wiederherstellung Rumäniens, Serbiens und Montenegros; Serbien muß einen freien Zugang zum Meer erhalten.

Selbständigkeit für die türkischen Teile des osmanischen Reiches. Gelegenheit zu autonomer Entwicklung für die andern Nationalitäten des betreffenden Reiches. Dauernde Oeffnung der Dardanellen.

Bildung eines unabhängigen polnischen Staates mit einem freien Zugang zum Meer.

Vereinigung der Nationen mit bestimmten Vertragsbedingungen zum Zwecke gegenseitiger Garantieleistung für die politische Unabhängigkeit."

Als der Lehrer die Klasse betrat, konnte er feststellen, daß sich die Jungen und Mädel ohne allerhand Gedanken über diese Sätze gemacht hatten.

Was sie bedeuten, wollten sie wissen.

Der Lehrer tat erstaunt: „Das wißt ihr nicht? Was da an der Tafel steht, ist doch jedem Deutschen bekannt. Lest euch die einzelnen Sätze noch einmal recht aufmerksam durch!"

„Sie haben mit dem Weltkrieg etwas zu tun", meldete sich einer.

„Das sind anscheinend die Friedensbedingungen!" ließ sich ein anderer vernehmen.

„Nein", rief da die Klasse, „das sind nicht die Friedensbedingungen; die Friedensbedingungen kennen wir, das sind nicht bloß ein paar Sätze, die füllen ein ganzes Buch aus!"

„Das stimmt schon!" meinte darauf der Lehrer, „aber wenn wir ‚Feuer, Wasser, Kohle' spielen würden, würde ich jetzt laut ‚Kohle, Kohle!' rufen, denn ihr seid ganz dicht an der Wahrheit!"

„Zählt doch mal die Sätze!"

Ein paar Sekunden tiefe Stille und dann ein Schrei aus allen Kehlen: „Das sind Wilsons vierzehn Punkte!"

„Der Führer hat sie gestern erwähnt."

„Er hat Roosevelt geraten, das wahrzumachen, was Wilson den Deutschen versprochen hat."

„Wir sind auf Wilsons Versprechungen hereingefallen, wir haben ihm geglaubt, und wir haben im Vertrauen auf sein Wort schon vor den Friedensverhandlungen abgerüstet."

„Der Führer hat gesagt, wir gehen nie wieder ohne Waffen an den Verhandlungstisch" — so schallte es jetzt durcheinander. Und der Lehrer hatte einige Mühe, Ruhe in die aufgeregte Gesellschaft zu bringen:

„Ja, das sind die ebenso berühmten wie berüchtigten vierzehn Punkte Wilsons, in denen er am 8. Januar 1918 in einer Botschaft an den amerikanischen Kongreß sein Programm eines Weltfriedens zusammenfaßte. Eigentlich müßte sie jeder Deutsche kennen, und viele kennen sie auch; aber mir will scheinen, es könne nichts schaden, wenn von Zeit zu Zeit dieses Kennen auf sicherere Beine gestellt würde, damit das Wiedererkennen nicht gar so lange dauert, wie etwa bei euch. . . ."

„Denn diese vierzehn Punkte sind für unser Volk und Vaterland von schicksalhafter Bedeutung. Das wird uns deutlich, wenn wir uns daran erinnern, daß sie für uns die Grundlage zur Erwägung von Friedensverhandlungen bildeten. Denn am 5. Oktober 1918 richtete die deutsche Regierung an den Präsidenten Wilson eine Note, mit dem Ersuchen, ‚die Herstellung des Friedens in die Hand zu nehmen'. In dieser Note heißt es: ‚Die deutsche Regierung nimmt das von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika in der Kongreßbotschaft vom 8. Januar 1918 und in seinen späteren Kundgebungen namentlich der Rede vom 27. September (in dieser entwickelte Präsident Wilson das Programm eines Völkerbundes — d. Verf.) als Grundlage für Friedensverhandlungen an'."

„Die Art und Weise, wie sich Wilson nach längerem Hin und Her — er wollte ‚einzig und allein mit den echten Vertretern des deutschen Volkes verhandeln' und „empfahl" gewissermaßen einen Sturz der ‚militärischen Beherrscher' und der ‚monarchischen Autokraten' — zur Annahme des Vermittleramtes bereit erklärte, ließ damals schon einige Zweifel an der Aufrichtigkeit seines Wollens aufkommen. Aber das deutsche Volk in seiner großen Mehrheit vertraute seiner feierlichen Botschaft und den — vierzehn Punkten."

„Von den vierzehn Punkten kann ich im Versailler Vertrag nicht viel wiederfinden", sagte nach einer kleinen „Denkpause" ein Junge. „Sie haben uns unsere Kolonien genommen, und Oesterreich-Ungarn hat sich nicht frei entwickeln dürfen. Oesterreich durfte sich nicht an das Reich anschließen."

„Du hast recht, mein Junge; aber wir wollen uns jetzt mal nicht bloß die Punkte herausgreifen, die geradezu in die Augen springen, sondern alle, die speziell uns Deutschen angehen, näher betrachten. Da werden wir bei sehr vielen feststellen können, wie wenig oder gar nicht sich die Friedensmacher, und unter ihnen Herr Wilson selber, an das feierliche Friedensprogramm gehalten haben, mit anderen Worten: wie wir betrogen wurden."

„Was meint ihr zu Punkt 1: ‚Alle Friedensverträge müssen öffentlich sein und öffentlich zustandekommen usw.' Ist nach ihm verfahren worden?"

„Nein, in Versailles hatten die andern Mächte schon vorher heimlich untereinander ausgemacht, welche Bedingungen sie Deutschland auferlegen wollten. In Versailles wurde gar nicht verhandelt, wurde gar kein ‚Vertrag' geschlossen, was da zustande kam, war ein Diktat!"

„Und was sagt ihr zum 2. Punkt: ‚Vollkommene Freiheit der Schiffahrt auf dem Meere außerhalb der territorialen Gewässer'? Ihr meint, hier sei man in Versailles Wilson gefolgt?! Nun, ich lese euch jetzt einmal die Artikel 327 und 331 des Versailler Diktats vor: ‚Die Staatsangehörigen der alliierten und assoziierten Mächte genießen ebenso wie ihre Güter, Schiffe und Boote in allen deutschen Häfen und auf allen deutschen Binnenschiffahrtsstraßen in jeder Hinsicht die gleiche Behandlung wie die deutschen Reichsangehörigen, Güter, Schiffe und Boote'. ‚Es werden für international erklärt: die Elbe, die Oder, die Memel, die Donau.' Erkennt ihr, wie die Diktatoren von Versailles hier die Freiheit der Meere für Deutschlands Gegner auch auf die territorialen Gewässer, soweit sie zu Deutschland gehören, ja sogar auf die großen deutschen Ströme ausgedehnt haben?"

„Auch der Punkt 3: ‚Beseitigung aller wirtschaftlichen Schranken und Errichtung der Gleichheit der Handelsbeziehungen usw.' ist nicht erfüllt worden. Wohl wurde Deuschland gezwungen, den Waren aus

den Ländern der Alliierten ‚freien Durchgang durch sein Gebiet' zu gewähren und sich des Rechtes zu begeben, bei seinen Ein- und Ausfuhrzöllen eine unterschiedliche oder Vorzugsbehandlung eintreten zu lassen' (Art. 321 und 323), ohne jedoch den deutschen Waren im fremden Land ähnliches zuzubilligen. Von ‚Gleichheit der Handelsbeziehungen' kann also nicht gesprochen werden, wohl aber von der Absicht, die deutsche Handelsentwicklung so viel wie möglich zu erschweren."

„Punkt 4 heißt: ‚Einschränkung der Rüstungen'. Und hier brauche ich wohl euerm Gedächtnis nicht nachzuhelfen!"

Nein, das brauchte der Lehrer nicht; ohne Nachhilfe stellte die Klasse fest: „W i r haben abgerüstet!" „Der Führer hat in seiner gestrigen Rede aufgezählt, wieviel Kriegsgerät wir entweder abgeliefert oder verschrottet haben." „Wir durften nur ein Heer von Berufssoldaten von 100 000 Mann haben." „Die andern haben weder abgerüstet, noch die Rüstungen eingeschränkt." „Wir sind betrogen worden!"

„Und wie steht es nun um die ‚unparteiliche Schlichtung aller kolonialen Ansprüche', von denen in Punkt 5 die Rede ist?"

Es überstürzten sich die Antworten: „U n s hat man die Kolonien geraubt." „Noch heute haben wir sie nicht zurück." „Hier haben die Engländer den Wilson gezwungen, auf diesen Punkt seines Friedensprogramms zu verzichten." „Man wollte Deutschland seine Rohstoffquellen nehmen und seinen Wiederaufstieg verhindern."

„Und nun fassen wir die Punkte — Punkt 6: ‚Räumung Rußlands' war ja in Versailles schon überholt — 7, 8, 9, 11 und 13 zu einer Frage zusammen. Sie handeln von der Räumung und Wiederaufrichtung Belgiens und Nordfrankreichs, von der Berichtigung der italienischen Grenzen, von der Räumung und Wiederaufrichtung Rumäniens, Serbiens usw. und endlich von der Bildung eines unabhängigen polnischen Staates mit einem freien Zugang zum Meer. Was sagt ihr zu der Behandlung, die diese Punkte in Versailles erfahren haben?"

„Hier ist Wilson seinem Progamm treu geblieben."

„Und weshalb wohl?"

„Weil diese Punkte g e g e n Deutschland gerichtet sind. Weil sie n u r Deutschland Verpflichtungen auferlegen."

„Ja, Jungens und Mädels, die ganze Unaufrichtigkeit des amerikanischen Friedensapostels tritt uns hier in der von ihm geduldeten und unterstützten e i n s e i t i g e n, geradezu erpresserischen Behandlung Deutschlands entgegen. Es scheint so, als sei das selbst den Friedensmachern in Versailles zum Bewußtsein gekommen, als sie daran gingen, die Wiedergutmachungsbedingungen aufzustellen. Und um vor der Welt (denn man kann wohl nicht gut sagen: vor ihrem Gewissen), denn sie hatten keins! einen moralischen Rückhalt zu haben, erfanden sie die teuflische Mär von der Alleinschuld Deutschlands am Kriege, jenes ‚Herzstück des Vertrages', das in den Artikel 231 gekleidet wurde: ‚die alliierten und assoziierten Regierungen erklären und Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber für alle Verluste und Schäden verantwortlich sind, die die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Staatsangehörigen infolge des Krieges, der ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungen wurde, erlitten haben'. Wo findet sich in Wilsons vierzehn Punkten auch nur andeutungsweise ein solcher Gedanke?!"

„Und wie wurde der Punkt 11 erfüllt, der die ‚autonome (d. i. selbständige) Entwicklung der Völker Oesterreich-Ungarn' gewährleisten sollte? Wohlgemerkt: der V ö l k e r !"

Auch hier war keiner um eine Antwort verlegen. Die Gründung der Tschecho-Slowakei unter Einbeziehung Sudetendeutschlands, das Anschlußverbot Oesterreichs, die Angliederung Siebenbürgens an Rumänien wurden als Beweise dafür, daß man sich in Versailles den Teufel um die Völker und ihre heiligen Rechte, wie sie von Wilson gepredigt worden waren, gekümmert hatte. Gleichzeitig wurde hier aber auch mit Stolz erwähnt, wie kraftvoll allen sichtbar gerade hier Adolf Hitler den Vertrag von Versailles „korrigiert" und auf seine Weise Wilsons vierzehn Punkte erfüllt habe.

Blieb neben Punkt 12, der dem osmanischen Reich und seinen Nationalitäten „Gerechtigkeit" und ‚Gelegenheit zu autonomer Entwicklung' verhieß, noch der Punkt 14, der die Gründung eines Völkerbundes empfahl.

„Hierbei hat sich Präsident Wilson vor aller Welt als Heuchler gezeigt," meinte ein Junge, „denn er hat wohl gewußt, welch Unsinn der Völkerbund ist. Gründen wollte er ihn, aber selbst hineingehen nicht!"

„Von all den vierzehn Punkten ist auch nicht ein einziger in dem Sinne, wie ihn die Deutschen verstehen mußten, erfüllt worden", lautete die zusammenfassende Feststellung der Klasse. Und in lebhaftem Wechselgespräch wurden weitere Folgerungen gezogen:

„Die vierzehn Punkte waren nur ein Lockmittel, uns friedensbereit zu machen."

„Die Deutschen werden in Zukunft nicht noch einmal auf solchen amerikanischen Schwindel hereinfallen."

„Ich glaube ganz bestimmt, die Deutschen hätten im November 1918 ohne Besinnens weitergekämpft, wenn sie auch nur im Entferntesten geahnt hätten, in welche Falle sie gelockt werden sollten; denn besiegt waren sie ja nicht, aber durch glaubwürdig klingende, schöne Versprechungen in die Irre geführt."

„Hätte Wilson auch nur ein Wort vom Saargebiet, vom Memelland, von Danzig, von den Reparationen, von der beabsichtigten Wehrlosmachung Deutschlands, von dem geplanten Raub seiner Kolonien und seiner wirtschaftlichen Niederknebelung gesprochen, hätte Deutschland n i c h t und vor allem nicht Wilson um die Einleitung von Friedensverhandlungen gebeten."

„Ich meine," so schloß der Lehrer die Geschichtsstunde, „wir können aus dieser Untersuchung der berühmten und berüchtigten vierzehn Punkte Wilsons wohl keine bessere L e h r e ziehen, als die, die der Führer vor aller Oeffentlichkeit am 28. April zog, als er von dem Vertrauen sprach, das einst die deutsche Nation den feierlichen Zusicherungen des amerikanischen Präsidenten und der Bestätigung dieser Zusicherung durch die Alliierten entgegenbrachte, und von ‚dem größten Wortbruch aller Zeiten', daß es niemals mehr in der Welt ein wehrloses Deutschland geben wird."

45 meine Hosenmätze in der ‚Kleinen Klasse'

von Erich Kloß



Ich weiß, daß ich sie schon jetzt, noch bevor ich sie richtig kenne, meine Freunde nennen darf. Einmal habe ich vom ersten Tage an den festen Willen, auch den letzten dieser fünfundvierzig Hosenmätze, die mir das Schicksal anvertraute, zum Freunde zu gewinnen, und dann weiß ich aus langjähriger Erfahrung, daß wir überraschend schnell gute Freunde sein werden.

Erzieher sein ist wirklich ein beneidenswerter Beruf. Wem sonst würde mehr Vertrauen, mehr Liebe, mehr Zuneigung entgegengebracht, als ihm? Und ist es nicht ein herrliches Gefühl, gerade solchen kleinen Menschenkindern, die hilflos uns großen Erwachsenen ausgeliefert sind, die keine Möglichkeit haben, sich uns zu entziehen, auch wenn sie es möchten, die kein wirksames Mittel haben, sich auf die Dauer zu wehren und die noch so ganz Wunsch und Hoffnung und gläubiges Vertrauen sind — ist es nicht eine herrliche Aufgabe, gerade solchen Wesen Helfer, Berater und Freund sein zu dürfen?

Gewiß: auch diese Freundschaft will erworben sein! Doch das ist gar nicht so schwer. Ja, es ist kinderleicht, wenn, ja wenn — und da sitzt der Haken . . .

Erzieher kann man nicht lernen, das muß man sein. Man kann auch nicht Dichter lernen, Maler, Bildhauer; auch das muß man von vornherein sein. Man kann sich in der beruflichen Ausbildung die nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten aneignen, man muß es sogar, und man muß dabei sehr fleißig sein, und das Lernen darf niemals aufhören. Dann muß zu dem allen aber noch etwas hinzukommen, was unentbehrlich ist: die Berufung. Sonst wird man, bei allem guten Willen, höchstens ein Kunsthandwerker.

Doch was heißt in unserm Falle: berufen sein? Wer es ist, der braucht darüber kaum weiter nachzudenken. Ihm fliegen die Herzen zu, und damit hat er gewonnen, damit ist der Erfolg seiner Arbeit gesichert. Denn was dann noch fehlt — das Handwerkliche, die Uebersicht über die Aufgaben, die zu erledigen, die Ziele, die zu erreichen sind — das alles ist nicht so schwer, das kann man schon lernen. Aber die Grundvoraussetzungen müssen gegeben sein. Dann macht die Arbeit allen Beteiligten Spaß, dann sind alle mit Ernst und Eifer dabei, dann geht es auch vorwärts, langsam vielleicht, aber sicher, bis hin zum Ziel.

Doch welches sind die Grundvoraussetzungen? Das läßt sich gar nicht so leicht sagen, das kann man nur fühlen. Der Erzieher muß selbst seinen Spaß an der Sache haben. Er muß sich ohne weiteres zu diesen kleinen Jungen und Mädeln hingezogen fühlen. Er muß unter ihnen in seinem ‚Element' sein. Er darf — trotz aller physischen, geistigen und seelischen Anspannung, die dieser schwere Beruf von ihm verlangt, seine Tätigkeit gar nicht als ‚Arbeit' empfinden. Er muß sich immer wieder darauf freuen, mit dabei sein zu dürfen. Es muß ihn hinziehen zu diesen Kleinen. Er muß mit ihnen Gleicher unter Gleichen sein. Dann erhöhen sie ihn sicher zum Ersten unter Gleichen; sie heben ihn heraus, erwählen ihn zu ihrem Berater, Vertrauten, Führer und Freund. Das kommt dann alles ohne sein Dazutun. Doch wer sich erst hinabneigen muß, wer so ganz Erwachsener ist unter Kindern, dem fehlt ganz gewiß das Letzte an der Berufung.

Denn diese Kleinen sind Gefühlswesen. Und sie fühlen es ganz genau, wie der Erzieher innerlich zu ihnen steht. Viele von ihnen hat er sofort gewonnen, und die anderen werden nachfolgen. Und so wächst seine Autorität — ein scheußliches Wort! — von innen heraus und steht bald unerschütterlich. Gegen sie kann schließlich kein Vater mehr beim Kinde an, keine Mutter. Wirklich! Was ein solcher Lehrer sagt, das gilt, daran gibt es nichts zu drehen und zu deuteln. Die Mutter, gewiß, die steht ja auch mitten im Herzen des Kindes, auch zu der hat es restlos Vertrauen. Aber was die Schule angeht, ja, das kann doch die Mutter nicht so genau wissen, da gilt das Wort des Lehrers. Und es gilt weit über die Bereiche der Schule hinaus!

Wie oft habe ich mich mit Müttern über diesen Punkt unterhalten. Und immer waren sie beglückt und froh, daß es so war. Sie fühlten ja, daß es sich nicht um eine ‚Konkurrenz' handelte. Mutter und Erzieher, sie stehen schon nebeneinander, für beide bleibt schon genug Raum im Herzen des Kindes. Auch sie haben sich ja längst — vielleicht ohne sich persönlich zu kennen — die Hand gereicht, und auch zwischen ihnen haben sich Fäden gesponnen, hin und her, die zu einem festen, unzerreißbaren Bande wurden — zum Wohle des Kindes, dessen Schicksal doch beiden gleicherweise am Herzen liegt. Und so kommt es, daß sich nach und nach der Freundeskreis erweitert, daß auch das Elternhaus in den Bund mit einbezogen wird.

Es ist schön, einer Mutter zu begegnen, die einem freundlich lächelnd zunickt und in deren Blicken man liest, wie sie zu einem steht. Schöner noch aber ist es, in den Augen der Kleinen zu lesen, wie groß ihr Vertrauen ist. Beim Fritz allerdings, dem kleinen blonden Lockenkopf, der wie ein Mädel aussieht, hatte es ziemlich lange gedauert, bis er sich mir erschloß. Dann aber äußerte sich seine Zuneigung in schier überschwenglicher Form. Als es endlich so weit war, bedurfte es nur noch eines kleinen Anstoßes. Ich hatte ihn ein bißchen im Nacken gekitzelt, gerade als er sich über sein Malheft beugte. Da zog er den Kopf ein, blinzelte mich schelmisch von der Seite an, legte den Stift hin, sprang auf und kriegte mich zu packen. Dann schenkte ich ihm noch ein Heft mit bunten Bildern. Es war kaum ein paar Pfennige wert; für ihn aber war es ein köstlicher Schatz. Er hatte es den ganzen Vormittag vor sich auf dem Tische liegen. Als wir nach Hause gingen, trug er es in der Hand, und am nächsten Morgen, als ich in die Klasse trat, schlüpfte er ganz heimlich von hinten herzu und hielt es mir vergnügt lachend unter die Nase. Das sind kameradschaftliche Beziehungen, die sich kaum beschreiben lassen, die man auch nicht näher beschreiben mag.

Uns genügt es auch, zu wissen, daß wir uns verstehen. Und daß es so bleiben wird, das wissen wir auch!

Das Kind übt Kritik

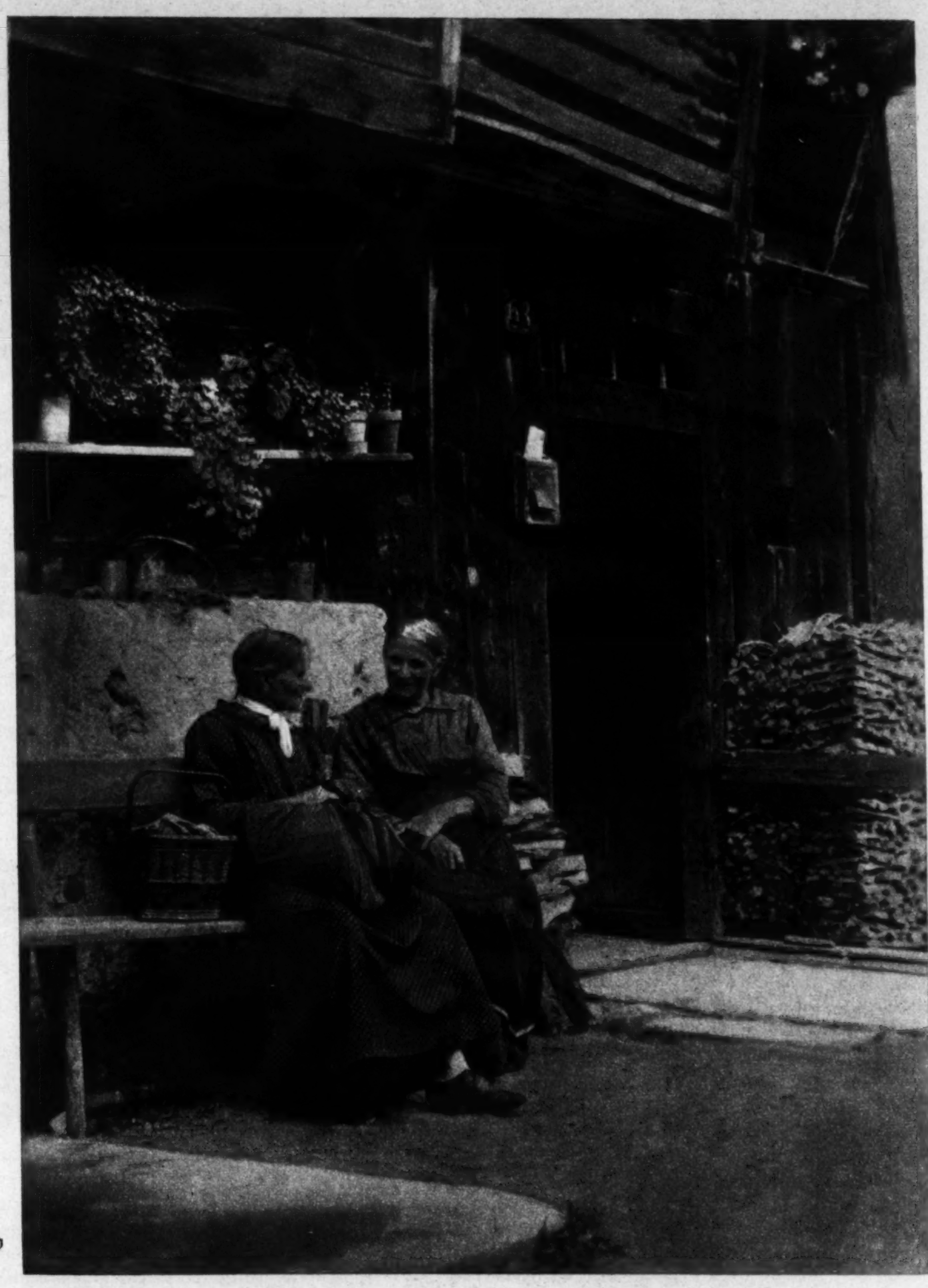
Das Kind, das als ein hilfloses, für sich allein lebensunfähiges Wesen geboren wird und dann Monate, Jahre, ja bis ins zweite Jahrzehnt seines Daseins hinein den Erwachsenen mehr oder minder ausgeliefert bleibt, muß diese Erwachsenen, Mutter und Vater vor allen andern, lange Zeit als allmächtige, allwissende, jeden Schritt des Kindes „richtende" Halbgötter ansehen. Ein kleines dreijähriges Mädel, bemüht, sich vom lieben Gott und seiner Macht eine einigermaßen zutreffende Vorstellung zu machen, fragte darum zunächst: Kann er mehr als Vati? Und als ihr das bejaht wurde, fragte sie weiter: Kann er auch mehr als Onkel Klingemann? (Das war ein kleiner Gärtner nebenan, der ihr offenbar als Ausbund aller Geschicklichkeit erschien.) Als die Mutter auch das bestätigte, kam nur noch ein bewunderndes Ach! aus der kleinen Brust; jetzt ahnte sie ungefähr, was göttliche Allmacht ist. — Den Erwachsenen wird vor der ihnen vom Kinde angedichteten Göttlichkeit seltsamerweise fast niemals bange: sie amüsieren sich gewöhnlich darüber oder fühlen sich sogar ein wenig geschmeichelt. Wenn aber das Kind bemerkt, daß Vati und Mutti auch Kleckse aufs neugewaschene Tischtuch machen, will sagen: daß sie auch Menschen sind mit Fehlern und oft recht peinlichen Schwächen, und wenn das Kind dieser Erkenntnis Ausdruck gibt, dann sind die Eltern meist beleidigt und nehmen dem Kinde die kritische „Ehrfurchtslosigkeit" übel.



Auf Horchposten — Aufnahme: J. Zeiter

Dürfen also Kinder an Erwachsenen, vor allem an ihren Eltern, Kritik üben? Und in welchen Grenzen sind kritische Aeußerungen von Kindern erlaubt? Beide Fragen rühren an etwas sehr Innerliches im Verhältnis von Kindern zu Erwachsenen, besonders in der Beziehung zwischen Kindern und Eltern, sind aber doch falsch gestellt. Daß das Kind allmählich entdeckt, die von ihm bisher für allwissend, allmächtig, allgerecht usw., das heißt geradezu: für Götter gehaltenen „Großen" seien dies alles nicht, sie hätten vielmehr deutliche Grenzen ihres Wissens und Könnens, ließen sich hinters Licht führen, ablenken und überreden, seien zuzeiten merkwürdig aufgeregt und dann leicht ungerecht, verständnislos und „böse" — mit einem Worte, daß das Kind erfährt, die Erwachsenen, Vater und Mutter eingeschlossen, seien auch Menschen, das ist eine ganz natürliche Entwicklungstatsache. Wenn das Kind sich innerlich damit auseinandersetzt, daß der bisher für unfehlbar gehaltene Vater grobe Fehler macht, daß die bisher für ein unerreichbares Muster gehaltene Mutter einmal ihr inneres Gleichgewicht verloren hat, so ist das ebenso selbstverständlich; und daß es dieser inneren Auseinandersetzung

Unbeobachtet



Aufnahme: Agfa-Photo

Worte leiht, daß es den Eltern gegenüber ausspricht, was es fühlt, ist nur zu wünschen. Was allerdings nicht zu wünschen ist: daß das innerliche Vertrauensverhältnis des Kindes zu den Eltern (und zu andern ihm nahestehenden Erwachsenen) durch solche natürlichen Entdeckungen erschüttert, daß es durch die innere Auseinandersetzung des Kindes mit seinen Wahrnehmungen vergiftet wird. Zersetzende Kritik, wie wir sie heute auch innerhalb der Volksgemeinschaft als volksfeindlich ablehnen und wie wir sie nicht mehr dulden wollen, darf auch zwischen Eltern und Kindern nicht treten! Solche Zersetzung, solche giftige Kritik dem Kinde fernzuhalten, ist aber Sache der Eltern, nicht des Kindes.

Wenn wir nämlich jetzt erst einmal alle kindlichen Mißverständnisse und alle elterlichen Empfindlichkeiten beiseite lassen, so muß gegenüber dem Vater, der Mutter, den Lehrern und anderen erwachsenen Führern für das Kind ein gewisses Gefühl der Unantastbarkeit wirklich bestehen bleiben. Irgendwo hört die Kritik auf, recht zu haben; sie in den letzten Bezirk eintreten zu lassen, weigert sich jedes kindliche Herz. Denken wir doch nur an uns selbst, die wir längst selbst erwachsen und vielleicht selbst Vater oder Mutter geworden sind: wir können heute viele, sehr viele Fehler unserer Eltern erkennen, andere haben wir vergessen; wir sind vielleicht in höchst wichtigen Dingen genau der entgegengesetzten Ueberzeugung wie unsere Eltern;

wir scheuen uns gar nicht, uns einzugestehen, daß manche ihrer Mängel und Fehler uns noch heute schwere Stunden bereiten, daß sie an uns Irrtümer begangen und manches versäumt haben. Wenn unser Verhältnis zu ihnen, die vielleicht schon lange tot sind, aber im innersten Grunde gesund geblieben ist, dann hört alle solche kritische Einsicht trotzdem an einem Punkte auf. Dieser Punkt wird für uns, für unser Gefühl durch den Namen Mutter, durch den Namen Vater gedeckt. Und wenn wir heute von unserem einstigen Meister, von einem unserer Lehrer als „unserem" Lehrer sprechen, dann deckt auch dieser Name mehr als einen Beruf. Wem wir als Erwachsene den Namen „Meister" und „Lehrer" nicht in dankbarer Verehrung geben können (die jenseits aller seiner sichtbaren Mängel und Fehler liegt), der ist dieses Namens überhaupt nicht würdig. Von dieser Seite her betrachtet, hat das Kind also sogar recht mit der „Göttlichkeit", die es im Erwachsenen, besonders in Vater und Mutter, zu sehen vermeint: insofern nämlich vom Vater und von der Mutter zum Kind, vom Meister zum Lehrling, vom Lehrer zum Schüler ein göttlicher Strom des Lebens geht, das wirksam bleibt und als wirkend zu fühlen ist weit über die Kindheit und weit über den Tod des Vaters, der Mutter, des Meisters, des Lehrers hinaus. Diesen Lebensstrom unvergiftet und unzersetzt im Kinde zu erhalten, ist Aufgabe und Pflicht jedes Erziehers.

Es ist aber ein grobes Mißverständnis, jeden Ausdruck kindlicher Kritik für eine solche Vergiftung zu halten. Ob der Erzieher die Kritik als berechtigt oder als unberechtigt empfindet, ist dabei recht unerheblich. Eitel und empfindlich darf kein guter Erzieher sein. Und noch weniger darf er und kann er mit gutem Gewissen vom Kinde verlangen, daß es ihm zu Liebe die Augen und die Ohren verschließt, daß es über Vater und Mutter, Lehrer und Meister nicht nachdenkt. Nein, so leicht und so billig darf sich's der Erzieher nicht machen. Jede kindliche Kritik muß für den seiner Verantwortung vor dem Leben bewußten Erwachsenen ein Anlaß zur Selbstprüfung sein! Hat das Kind nicht vielleicht recht? Bleibt er, der Erwachsene, der Vater, die Mutter, der Meister, der Lehrer nicht in seinem Tun und Lassen merklich zurück hinter seinen Worten und hinter dem, was das Kind von einem Vorbild füglich erwarten darf? Die Prüfung dieser Frage wird um so ernstlicher sein, je ernster der Erwachsene das Kind nimmt, je mehr er in ihm den kleinen Kameraden, den jüngeren Volksgenossen und nicht ein dummes, unverständiges Wesen sieht. Mit diesem Ernstnehmen des Kindes, mit diesem Anerkennen seines Verständnisses muß also zuallererst Ernst gemacht werden! Wer sich Frau und Kindern gegenüber „gehen läßt", wer als Mutter findet, das Kind sei doch „noch zu klein", als daß sie ihm so unbequeme Fragen beantworten könne, der wird sich immer über kindliche Kritik beschweren müssen. Es ist außerordentlich wichtig, daß Vater und Mutter, Meister und Lehrer die sachlichen Gründe der kindlichen Kritik richtig erkennen, auch wenn diese Kritik vielleicht in einer sehr unangemessenen Form auftaucht. Nur wer bis zu diesen sachlichen Gründen vordringt, kann feststellen, ob es sich wirklich um Kritik oder um etwas ganz anderes, z. B. um eine Kampfansage, handelt oder auch nur um einen ungeschickten, mißlungenen Spaß. Und erst von einer so sachlichen Prüfung seiner selbst läßt sich entscheiden, ob die kindliche Kritik „berechtigt" oder „unberechtigt" ist.

Sachlich unberechtigte Kritik des Kindes geht, wenn sie nicht eine Herausforderung zum Kampf oder ein Scherz ist, immer auf ein Mißverständnis zurück, hinter dem meist die Enttäuschung steckt. Daß der Vater eben doch kein Heiliger und die Mutter kein Engel ist, sondern daß beide Grenzen haben und deutliche Unvollkommenheiten, diese Selbstverständlichkeit macht manchen Kindern viel Kopfzerbrechen. Diese Enttäuschung und ihre oft langwierigen Folgen sind am besten durch Vorbeugung zu vermeiden. Es ist gewiß gut und richtig, wenn Konflikte zwischen Vater und Mutter nicht vor den Kindern ausgetragen werden, wenn Geld- und Berufssorgen der Eltern, geschäftlicher Aerger, Auseinandersetzungen mit der Hausgehilfin usw. im wesentlichen außerhalb der Kinderstube bleiben. Aber das darf nicht so weit gehen, die Kinder völlig weltfern und lebensfremd, sozusagen in einem idealen Märchenland aufwachsen zu lassen. Den Kindern eine Reibungslosigkeit des Daseins, eine Sorg- und Kampflosigkeit des Familienlebens vorzuspielen, schafft die dauernde Gefahr, daß die Kinder einmal „dahinterkommen" und dann, die ihnen bisher verborgenen Tatsachen weit überschätzend, vor einem Abgrund und vor einem Trümmerhaufen stehen. Wir sollten also weder wirtschaftlich noch moralisch vor Kinderaugen „über unsere wirklichen Verhältnisse leben"; Kinder sehen und hören und verstehen viel mehr, als wir gerne wahrhaben möchten.

Ja, und wenn die kindliche Kritik berechtigt ist? Schon das eben Gesagte zeigt, daß zwischen berechtigter und unberechtigter Kritik gar keine so scharfe Grenze steht. Wenn wir einsehn, daß das Kind mit seiner Kritik recht hat, dann gibt es da für den anständigen Erzieher und Volksgenossen überhaupt nur eine einzige richtige Erwiderung: nämlich der Kritik durch Bessermachen den Boden zu entziehen. Das Kind macht dann dabei eine höchst wichtige, in seiner Tragweite kaum hoch genug einzuschätzende Erfahrung: es lernt, daß man Fehler freimütig eingestehn und verbessern kann! Auch das „Wiedergutmachen", die Wandlung des Verhaltens unter dem Willen zu strenger Selbstdisziplin, die Ueberwindung von Rückfällen muß und soll das Kind von seinen Erziehern lernen; und es soll dabei nicht zuletzt lernen, daß das ohne hochtönende Worte, ohne pharisäische Redewendungen, ohne die zerknirschte Reuemiene eines „Sünders" geht. Wie seine Erzieher mit ihren Fehlern, Unarten und Schwierigkeiten fertig werden und wie sie daran arbeiten, damit fertig zu werden, das sollte dem Kind niemals vorenthalten werden. Nicht die unbestreitbare Tatsache, daß Vater und Mutter, Meister und Lehrer einmal eine Dummheit begehn, nicht die kindliche Kritik, die diese Tatsache in Worte kleidet, ist von entscheidender Bedeutung; wichtig ist allein, wie sich die Erzieher, die Erwachsenen, die vom Kind mit immer zwiespältiger werdenden Gefühlen betrachteten „Großen" ihren Fehlern und Dummheiten gegenüber verhalten. Und in diesem Sinne braucht man der kindlichen Kritik keineswegs den Mund zu verbieten.

Hans Hajek

Das süße Geheimnis

Von Ernst Heimeran

[redacted]

In meinem Elternhause hing ein Bild mit der Unterschrift „C'est un fils, monsieur. Ein Knabe ist es." Mit diesem Ausruf stürmt eine hübsche Frauensperson in das Zimmer eines vornehmen jungen Herrn, der eben am Schreibtisch saß und las. Nun streckt er weit die Arme aus, ein Windhund ist aufgesprungen, in der offenen Türe erscheint die Amme mit dem Kind, weitere Personen drängen nach und schlagen die Portiere zurück. Erregung und Glück spielt über alle Gesichter.

Und obwohl das Bild schon hundertfünfzig Jahre alt ist und obwohl der glückliche Vater seidene Kniehosen trägt und eine drollige Perücke: genau so hatte ich es mir selber gedacht!

Aber die Wirklichkeit sieht anders aus.

Eins muß ich aber sagen: In allen Fällen, die ich kenne, saß der Vater keineswegs am Schreibtisch im gefällig möblierten Kabinett. Einige Väter waren ausgegangen. Einige warteten und stöhnten. Einige waren dabei. Und bei manchen war es auch kein Knabe, der zur Welt kam, sondern ein Mädchen.

Es fing überhaupt schon ganz anders an, als man es in Büchern zu lesen bekommt. Da fallen die Väter vom Himmel. Ja, offenbar! Denn wenn man gewissen Romanen folgt, wird man Vater nicht allmählich, sondern blitzartig. Die Sache geht so zu: Da ist ein Ehepaar. Der Mann lebt in dulci jubilo und denkt an gar nichts. Eines schönen Tages, besser noch Abends, am allerbesten am Weihnachtsabend, naht sich ihm die Gattin und flüstert ihm — was sie sonst nie tut — etwas ins Ohr. Er meint zuerst, sie wolle nur einen Scherz machen und ihm ins Ohr pusten, weil er da überaus kitzlig ist und dann lachen muß. Aber sie pustet nicht, sie flüstert und da vergeht ihm das Lachen. Er schrickt zusammen, wie vom Blitz getroffen, obwohl es nur ein einziges kleines Wörtchen ist, das ihm da geflüstert wird. Man nennt es das süße Geheimnis.

Ich habe mich oft gefragt, was für ein einziges kleines Wörtchen das eigentlich sein soll? Ich komme immer auf mehrere Wörtchen, ansonsten ein so ahnungsloser Ehemann das süße Geheimnis doch gar nicht sofort erfassen würde.

Nein, süße Geheimnisse spielen sich anders ab. Da sitzen in Wirklichkeit Mann und Frau etwa beim Abendessen. Es gibt vermutlich kalt. Es gibt möglicherweise die netten Dinge wie Krabben und Krebschen, es gibt Salate, es gibt Käse und Brot, sie nehmen ein Fläschchen dazu, vielleicht auch zwei — sie sollen es sich recht appetitlich gemacht haben, die beiden. Es steht ein Stern am Himmel, sie haben ihn vor Augen; mögen sie das klare Firmament des Herbstes genießen, indessen sie tafeln und friedsam sei es um sie her. So weit dürfen wir unbesorgt gehen im poetisch Wahrscheinlichen.

Nun aber erblaßt die junge Frau, schiebt den Stuhl zurück und verläßt das Zimmer. Der Ehemann knabbert noch eine Weile fort, aber die Tischgemütlichkeit ist dahin und beunruhigende Gedanken stellen sich ein. Sollten am Ende die Konserven schuld sein, die Krabben und Krebschen? Verdorbene Ware ohne Zweifel! Und schon scheint es dem Manne, als sei ihm selber nicht mehr so ganz gut. Eine Vergiftung vielleicht, eine Fischvergiftung? Derlei kommt vor. Da gibt es nur eines: den Arzt verständigen.

Der Mann eilt ins Nebenzimmer zum Telephon. Auf dem Diwan liegt seine Frau, matt und blaß.

„Ich werde den Arzt rufen" sagt er tröstend. „Wir sind vergiftet ohne Zweifel. Die Krabben, die Krebschen, noch ist es Zeit — —"

Die Frau wehrt ab. „Keinen Arzt" sagt sie, „bitte nicht. Es ist nicht ein Krebschen, es ist ein Kindchen".

Ja, so etwa sehen sie aus, die süßen Geheimnisse!

Nun, sei's drum. Ein Mann, wie immer er auch in den Besitz des süßen Geheimnisses gekommen sein mag: was soll er jetzt eigentlich tun? Diese Frage muß er sich doch vorlegen.

Es läge nahe, sich die Antwort aus Büchern zu holen. Ich kenne auch jemanden, der das versucht hat und bin überzeugt, daß Bücherfreunde, sobald sie sich in den Stand des werdenden Vaters versetzt sehen, das immer wieder versuchen werden. Sie werden vielleicht zunächst im Meyer oder Brockhaus nachschlagen, die ihnen in ihrer Jugend bei der Lösung gewisser Menschseinsrätsel dienlich gewesen waren. Bei Stichwort Vater aber enttäuschen diese sonst so vortrefflichen Handbücher. Auch andere Handbücher über diesen Gegenstand der Menschwerdung enttäuschen. Es ist in ihnen von Mutter und Kind ausführlich die Rede, aber dem Vater, was raten sie ihm? Daß er sich ja nicht mausig mache. Recht brav soll er sein! Das ist alles.



Was heißt denn das? Das heißt wie zu den Kindern sprechen, nicht wie zu Vätern. Das ist die nämliche Antwort, die ungeschickte

Eltern geben zur Weihnachtszeit. „Papa, was wünschst du dir von mir?" erkundigt sich der kleine Konrad. „Daß du recht brav bist" antwortet der Papa. Enttäuscht verzichtet Konrad auf die Anfertigung überraschender Ziernagelarbeiten. Die edle Begierde tätig zu werden, ist in ihm erstickt. Denn brav sein: das ist doch keine Tätigkeit. Keine für Klein-Konrad und schon gar keine für einen Mann, der bereit wäre, seine Rolle als werdender Vater mit ganzer Hingabe zu spielen.

In jedem werdenden Vater ist ein Konrad verborgen, der handeln will. Man sollte ihn nicht verkümmern lassen. Man sollte es auch nicht darauf ankommen lassen, was er sich in seinem edlen Drange etwa selber ausdenkt. Einer dachte es sich einmal besonders aufmerksam, seiner Frau zunächst möglichst viele Erdbeeren ins Haus zu schaffen, ganz außerhalb der Jahreszeit. Wieso gerade Erdbeeren? Weil er sich zu erinnern glaubte gelesen zu haben, daß werdende Mütter auf derlei Lust verspüren. Wo stand das doch, daß eine Frau mitten im Winter Erdbeeren begehrte, und das machte in jener alten Geschichte so ungeheuere Schwierigkeiten? Wie war das heutzutage doch einfach: man öffnete ein Glas, da hat man seine Erdbeeren und sie schmeckten wie frische; denn so erlesene, keineswegs erdige, ganz ohne Fäulnis bekam man sonst selten; „schöne! große! rote!" (handelsüblich gefärbt).

Der Arme! Gerade Erdbeeren sagten nun seiner Frau gar nichts. Ja, sie empfand einen wahren Abscheu vor ihnen und sehnte sich nach Sauerkraut, das er hinwiederum verabscheute, schon des Geruches wegen. Wie denn überhaupt der ganze Küchenzettel in Verwirrung geriet. Die werdende Mutter, vordem eine fanatische Liebhaberin von Aepfeln, wendete sich nun völlig von ihnen ab. Nun hatte man sich aber im Herbst großzügig mit Lagersorten eingedeckt. Sollten die Vorräte nicht verderben, so mußte sich der werdende Vater in einen gewaltigen Apfelesser verwandeln. Gesund war es ihm schon, aber leicht fiel es ihm nicht. Das Beißen in Aepfel verursachte ihm jedesmal einen kalten inneren Schauer, wie ihn andere kennen, wenn man Watte zupft, mit dem Messer auf dem Teller kratzt oder mit rauhen Fingern über Seide streift. Wie er da aß und schauerte, der Gute! „Noch einen für die Mutter" sagte er sich, „noch einen für's Kind." Es rührt mich jedesmal, wenn ich jenes werdenden Vaters gedenke.

Und solche Väter gibt es genug, bereit, sich zu übernehmen in jeder Beziehung, wenn es das Wohl ihrer Familie verlangen sollte. Es ist eine Ungerechtigkeit zu dichten: „Vater werden ist nicht schwer". Man sieht daraus nur, daß Busch Junggeselle war. „Vater werden will gelernt sein", so hätte es heißen müssen — aber dann hätte sichs freilich nicht mehr gereimt.

Ja, die Dichter! Die spielen gerne mit alten Figuren. Aber das Leben schafft neue. Das Leben hat einen neuen Vater geschaffen, der mit solchem Eifer am Gedeihen des werdenden Kindes mitwirken möchte, daß man ihn oft sanft zurückhalten muß.

„Frische Luft", so sagt sich beispielsweise unser Vater, „das wird gut sein für Mutter und Kind. Davon kann man nie genug haben." Schon holt er den Wagen aus der Garage und startet zu einer Fahrt mit vielen Kilometern und dementsprechend vieler Luft.

„Könnten wir nicht ein wenig langsamer?", meint die werdende Mutter. „Wohin fahren wir überhaupt?"

Er mindert das Tempo und erläutert nicht ohne Stolz seine umfassenden Absichten. Da heiße es allerdings schon ein wenig zufahren.

Die werdende Mutter ist eine gute Frau. Sie will ihrem Mann die Freude nicht verderben, die er an solchen ausgedehnten Autofahrten hat. Für ihn bedeutet das Erholung, denkt sie.

Auch der werdende Vater ist ein guter Mann. Er will seiner Frau etwas bieten; er für seine Person wäre heute lieber daheim geblieben. Diese Fahrt soll ihr wohltun! So denkt er.

Sie fahren. Die Sonne scheint. Herbstlich sind die Wälder, alle Linien so genau, die Gartenzäune, die Höhenzüge, sauber gezeichnet der Fluß im weithingeschwungenen Tal. Wie sie uns doch erfrischen, die wechselnden Eindrücke der Landschaft.

„Ja gerade dieser zügige Wechsel" sagt unser Vater, „der macht es aus! Man hat bei rascher Fahrt nichts von der Landschaft? Unsinn! Man hat etwas Anderes, etwas Neues von ihr, etwas sehr Lebendiges. Und dieser Blick durch die Scheibe: ist nicht alles wie gerahmt? Was bewundern wir denn so an der Photographie? Den Ausschnitt! Na also, da haben wir ihn ja, den Ausschnitt. Sieh dir nur diese Straße an da vor uns: zu Fuß betrachtet wäre sie unerträglich langweilig. Im Fensterausschnitt aber, so auf uns hereilend — wie ist sie schön!"

Ach, schon zu lange hat sie die werdende Mutter betrachtet, die hereilende Straße. Sie muß bitten zu halten. Sie muß gestehen, es würde ihr zuviel. Sie muß vorschlagen, daß man die Fahrt abkürzt, es täte ihr leid.

Ihr sollte es doch nicht leid tun, versicherte der Mann. Er hätte nicht gedacht, daß ihr dies unzuträglich sei. Die Luft, die frische, streichende, von der hätte er geglaubt, sie bekäme ihr besonders gut, und die Abwechslung überhaupt, wie sie von der immer reizvoller werdenden Landschaft geboten wäre — nein, ohne Bedauern wolle er das gesagt haben, nur zur Erklärung seiner Absichten, „denn, liebe Frau, entschuldige, aber ich wundre mich, daß, wie soll ich mich ausdrücken, daß dein Zustand, ich will dich mit diesem Wort nicht ärgern, ich meine nur, daß du jetzt am Anfang schon so — — —"

Gerade jetzt am Anfang, guter Vater, gerade! Aber woher hätte er das wissen sollen? Woher hätte er wissen sollen, daß werdende Mütter gerade am Anfang nicht auf holperigen Straßen fahren sollen, daß es aber vom Standpunkt werdender Mütter glatte Straßen kaum gibt? Ja, er sah es jetzt selbst, der werdende Vater, daß das, was er früher für gute Straßen gehalten hatte, heimliche Gebirgszüge seien, holprig über die Maßen.

Denn die heimliche Unebenheit der Welt: erst dem werdenden Vater wird sie ganz offenbar. Er muß wieder ganz von unten anfangen, von der Erde an und sie spüren, wie er später alles Wachstum wiederempfinden wird, wenn ihn sein Kind am Beine umklammert und daran emporblickt wie an einem Baume.

Kleine Geschichten um unsere Kleinen

Das Kind verschweigt etwas

Eine der Voraussetzungen zum guten Erzieher liegt darin, daß er befähigt ist, seine Kindheit in die Erinnerung zurückzurufen und diese sich immer wieder vor Augen zu halten. Die Merkwürdigkeiten, die ihn da manchmal von Seiten des Kindes verblüffen, werden ihm nur dann verständlich, wenn er sich in die Denkungsart und das seelische Empfinden des ihm anvertrauten Kindes hineinfühlen kann. Es ist nicht immer leicht, und es gehört Geduld dazu, Beobachtungsgabe und Verständnis.

Das Kind verschweigt etwas. Man merkt bald oder später, daß etwas nicht in Ordnung ist. Nun gibt es zwei Wege, um dahinterzukommen. Der eine wird mit wachsamem Vertrauen gegangen, der andere ist der, daß man das Kind peinlich befragt. Wobei der zweite schon im voraus wenig Aussichten auf gedeihlichen Erfolg hat. Denn auch das harmloseste Geheimnis läßt sich ein Kind nur schwer mit Gewalt entreißen, viel eher versucht es von einer Lüge in die andere zu flüchten, oder es wird verstockter und verstockter.

Die zehnjährige Elfriede gab seit einigen Tagen verkehrte Antworten und starrte manchmal ins Leere.

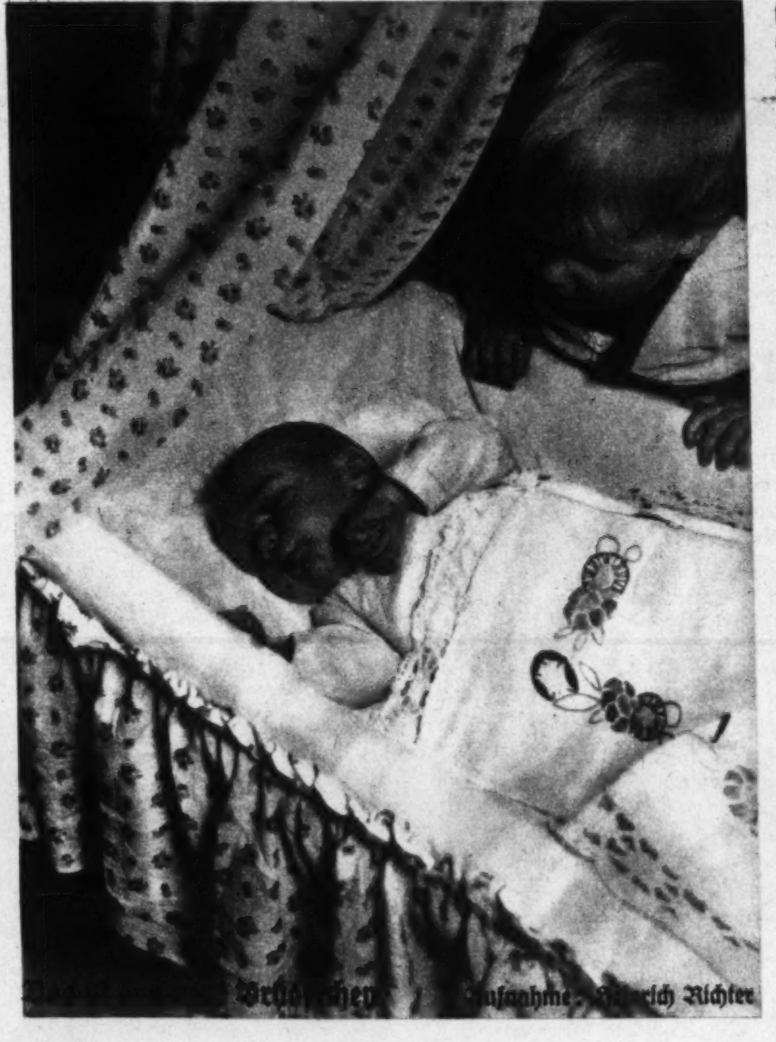
„Hat es etwas in der Schule gegeben?" fragte daher die Mutter.

„Nein, nein", versicherte das Mädchen und wurde knallrot. Also hatte es doch etwas gegeben. Die Mutter beschloß, gelegentlich nachzufragen, zumal Elfriedes Klasse einen neuen Lehrer bekommen hatte. Und neue Lehrer pflegen manchmal scharf zu sein. Am nächsten Tag fand die Mutter zufällig unter der Wäsche des Töchterchens einen Handschuh versteckt. Einen Männerhandschuh, der nach Zigarren roch und mit einem himmelblauen Bändchen mit neckischer Schleife umwunden war. — „Wo kommt der Handschuh her?" wurde Elfriede streng empfangen. Elfriede wollte ihn erst gefunden haben, verwickelte sich in Widersprüche und kam von einer Lüge in die andere. Auch Schläge brachten die Wahrheit nicht zum Vorschein. Empört über das störrische Kind begab sich die Mutter am nächsten Tag in die Schule, um nachzufragen, ob dort auch Grund zur Klage wäre.

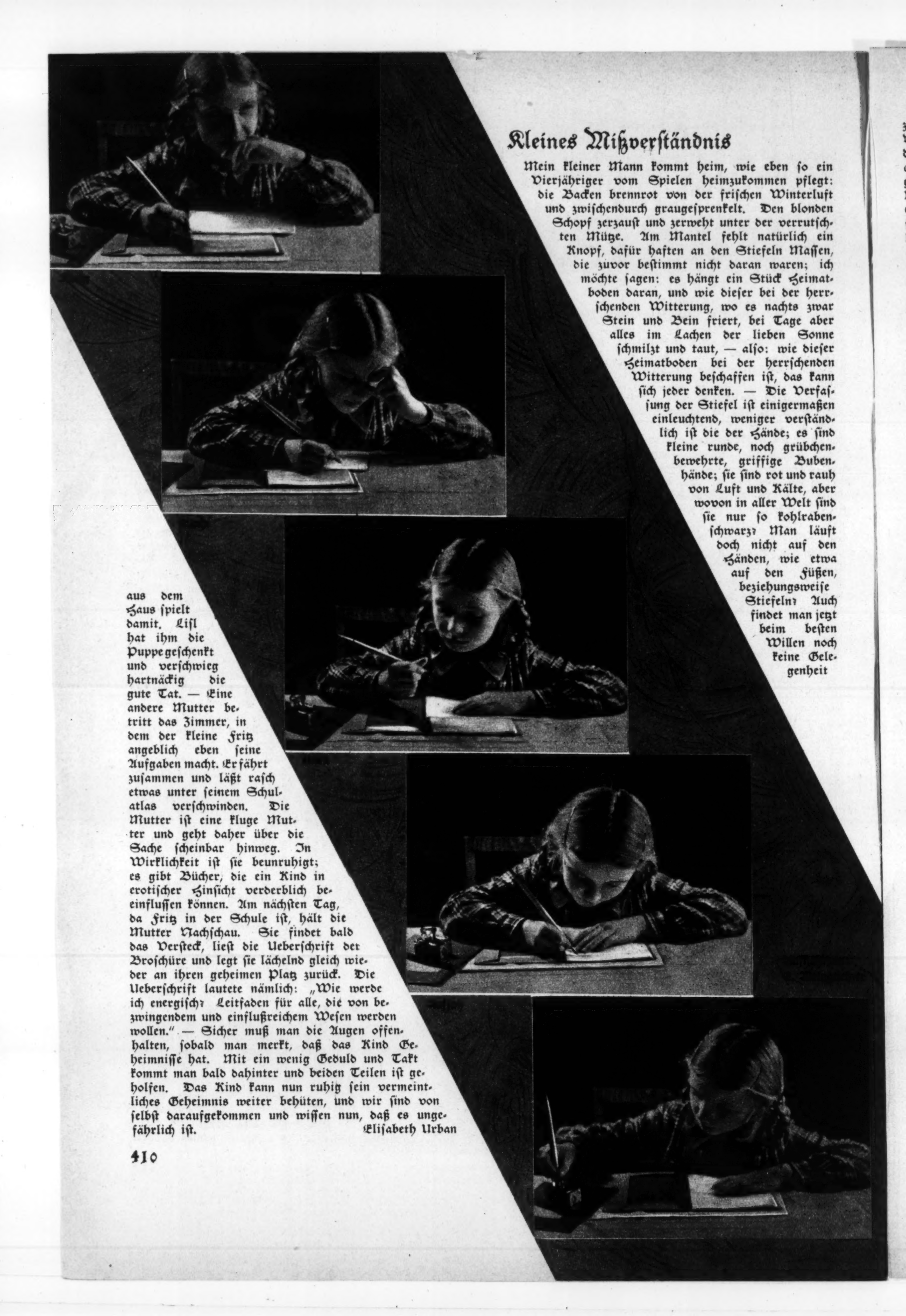
„Ich bin zufrieden mit ihr", meinte der neue Lehrer. „Vielleicht hat sie es sich nur zu Herzen genommen, weil ich kürzlich die ganze Klasse nachsitzen ließ. Eines der Mädel hat sich nämlich den dummen Witz geleistet, mir in der Pause einen meiner neuen Handschuhe zu klauen. Und da sich die Uebeltäterin nicht meldete, mußte die ganze Klasse hierbleiben."

Nun war die Mutter im Bilde und erzählte dem Lehrer die Geschichte von dem blauumwundenen Handschuh. Der Lehrer dachte eine Weile nach und sagte dann: „Die Schwärmereien der Mädels in diesem Alter zeitigen oft die sonderbarsten Blüten. Lassen wir ihr den Handschuh und sprechen wir niemals mehr über diese Geschichte. Reden könnte da nur ein Unheil stiften."

So die Sache mit Elfriede. Es gibt aber auch ganz harmlose Dinge, über die Kinder untereinander stundenlang tuscheln können, sich aber lieber die Junge herausreißen lassen, bevor sie einem Erwachsenen gegenüber darüber zum Sprechen zu bringen sind. Gewöhnlich verschwiegen Kinder natürlich ihre kleineren oder größeren Sünden und alle anderen Dinge, die strafbar sind. Der Junge sagt es auch nicht gerne, wenn er die neue Hose zerrissen hat, und er sucht heldenhaft die blauen Flecke zu verbergen, die er anläßlich einer Rauferei abbekommen hat. Es müssen aber nicht immer Vergehen sein, die das Kind verschweigt. Es gibt viele andere Dinge, über die es nicht sprechen mag, weil es auch sein Privatleben haben will, ein Stück innerliche Welt, die ihm allein gehört, wie sein Ideal äußerlich das versperrbare Kästchen bildet, in dem es seine kleinen Schätze und Geheimnisse aufbewahren kann. Den Schlüssel läßt es sowieso meist stecken, aber das Bewußtsein seines Besitzes allein verleiht Stolz und Befriedigung.


[illegible] Brüderchen — Aufnahme: [illegible] Richter

Eines Tages merkt die Mutter, daß Lisls blonde Puppe verschwunden ist. Eine Suche wird veranstaltet, bei der Lisl fleißig mithilft, aber die Puppe findet sich nicht. Ein kleines Verhör bleibt ergebnislos. Ein paar Tage nachher sieht die Mutter die Puppe unten im Hof. Ein kleines armes Mädel



Kleines Mißverständnis

Mein kleiner Mann kommt heim, wie eben so ein Vierjähriger vom Spielen heimzukommen pflegt: die Backen brennrot von der frischen Winterluft und zwischendurch graugesprenkelt. Den blonden Schopf zerzaust und zerweht unter der verrutschten Mütze. Am Mantel fehlt natürlich ein Knopf, dafür haften an den Stiefeln Massen, die zuvor bestimmt nicht daran waren; ich möchte sagen: es hängt ein Stück Heimatboden daran, und wie dieser bei der herrschenden Witterung, wo es nachts zwar Stein und Bein friert, bei Tage aber alles im Lachen der lieben Sonne schmilzt und taut, — also: wie dieser Heimatboden bei der herrschenden Witterung beschaffen ist, das kann sich jeder denken. — Die Verfassung der Stiefel ist einigermaßen einleuchtend, weniger verständlich ist die der Hände; es sind kleine runde, noch grübchenbewehrte, griffige Bubenhände; sie sind rot und rauh von Luft und Kälte, aber wovon in aller Welt sind sie nur so kohlrabenschwarz? Man läuft doch nicht auf den Händen, wie etwa auf den Füßen, beziehungsweise Stiefeln? Auch findet man jetzt beim besten Willen noch keine Gelegenheit

aus dem Haus spielt damit. Lisl hat ihm die Puppe geschenkt und verschwieg hartnäckig die gute Tat. — Eine andere Mutter betritt das Zimmer, in dem der kleine Fritz angeblich eben seine Aufgaben macht. Er fährt zusammen und läßt rasch etwas unter seinem Schulatlas verschwinden. Die Mutter ist eine kluge Mutter und geht daher über die Sache scheinbar hinweg. In Wirklichkeit ist sie beunruhigt; es gibt Bücher, die ein Kind in erotischer Hinsicht verderblich beeinflussen können. Am nächsten Tag, da Fritz in der Schule ist, hält die Mutter Nachschau. Sie findet bald das Versteck, liest die Ueberschrift der Broschüre und legt sie lächelnd gleich wieder an ihren geheimen Platz zurück. Die Ueberschrift lautete nämlich: „Wie werde ich energisch? Leitfaden für alle, die von bezwingendem und einflußreichem Wesen werden wollen." — Sicher muß man die Augen offenhalten, sobald man merkt, daß das Kind Geheimnisse hat. Mit ein wenig Geduld und Takt kommt man bald dahinter und beiden Teilen ist geholfen. Das Kind kann nun ruhig sein vermeintliches Geheimnis weiter behüten, und wir sind von selbst daraufgekommen und wissen nun, daß es ungefährlich ist.

Elisabeth Urban

zum Kuchenbacken oder Sandbuddeln. Nun, ich lasse mich auch nicht länger auf das Erforschen von Gründen ein, sondern quittiere die Tatsache mit dem energischen Aufruf zum Händewaschen. Mein Bursch hat natürlich tausend Gegengründe, die er, nach dem Versagen ihrer Stichhaltigkeit, in ein herzhaftes Gebrüll zusammenfaßt. Leider — (für ihn) — erfolglos. Er wird einfach zur Waschschüssel geschleppt, aber nachdem er das eine Händchen mit zweifelhafter Gründlichkeit bearbeitet hat, scheint ihm der Pflicht zur Sauberkeit mehr denn Genüge geschehen. Er trollt ab, und nun scheint keine Gewalt der Erde mehr im Stande, ihn nochmals an das Marterwerkzeug zu bannen.

Man kann nicht immer schelten. Mütterliche Geduld und List wenden in solchem Falle das oft erprobte Mittel der Ueberredung zur Einsicht an. Und so sage ich: „Schau, Männlein, nun ist die eine Hand doch so schön sauber, und da muß die andere ja ganz beleidigt sein, weil sie nun nicht auch ebenso schön ist."

Der Erfolg ist verblüffend; anscheinend hat mein kleiner Mann nur den zweiten Teil meiner schönen Rede verstanden, denn er hebt das gewaschene Händchen hoch, dreht es musternd vor seinen Augen hin und her, und dann sagt er mit aller Zärtlichkeit, deren solch kleine rauhkehlige Bubenstimme fähig ist:

„Sei du man nicht beleidigt; ich mach dich gleich wieder so schön schwarz wie die andere Hand auch ist."

Alice Weiß-v. Ruckteschell

Der Sonntag der Kinder

„Morgen ist Sonntag", sagt der Vater zu Fritz. „Vormittags machst du deine Schulaufgaben, und wenn du damit fertig bist, rechnen wir noch ein wenig, da du bekanntlich darin ziemlich schwach bist. Nach Tisch gehen wir eine Stunde spazieren, natürlich nur bei schönem Wetter. Nachmittag kommen Schröders und Tante Erna, da heißt es sich tadellos benehmen. Mutter und ich gehen dann in die letzte Vorstellung ins Kino, und du gehst ins Bett, denn Montag ist wieder Schule. Das wäre also das Programm für den Sonntag!"

Fritz vernimmt es mit Grauen und wünscht sich nur, den Sonntag schon überstanden zu haben. Am Vormittag muß er mit dem Vater, der die mangelnde Pädagogik durch Energie zu ersetzen können glaubt, Rechenaufgaben machen, nach dem Essen regnet es, die Eltern schlafen, und Fritz langweilt sich fast zu Tode; dann kommt der Familienbesuch, und er muß stundenlang stillsitzen. Wenn er nur den Mund aufmacht, trifft ihn schon ein strenger Blick. Am Abend muß er ins Bett, während die andern ins Kino gehen. So und ähnlich verlaufen die Sonntage des kleinen Fritz; sie sind ihm verleidet, und seine Abneigung gegen den Sonntag hält bei ihm wahrscheinlich sogar dann noch an, wenn er ein großer Mann geworden ist.

Der Sonntag ist verbrieftes Recht aller erwachsenen Menschen, die nach sechs Tagen der Arbeit einen der Ruhe und der Freude benötigen, an dem sie sich ganz allein gehören. Und warum sollen es die Kinder schlechter haben? Schön, beim Kleinkind ist dies natürlich etwas anders, es hat jeden Tag Sonntag. Aber das Kind, das die Schule besucht, hat bereits seine Pflichten, Sorgen und die Arbeit des ewigen Lernens, die, aufrichtig gesagt, wahrscheinlich ebenso anstrengend ist wie die eines Mannes, der jahrein, jahraus an seinem Schreibtisch dieselben Schriftstücke verfertigt.

Man sei daher seinen Kindern gegenüber nicht rücksichtsloser als gegen sich selbst. Natürlich soll man sie zum Fleiß anhalten und besonders dann, wenn sie in der Schule nicht recht mitkommen und in diesem oder jenem Gegenstand schwach sind. Aber dazu ist doch während der Woche Zeit genug. — „Hans", sagt ein vernünftiger Vater zu seinem Sohn, „wenn du Sonnabend alle deine Aufgaben tadellos fertiggemacht haben wirst, dann darfst du am Sonntag mit deinen Kameraden den Ausflug machen!" Und Hans setzt sich hin und schreibt mit Feuereifer, denn er freut sich auf morgen. Im andern Fall würde er sich denken: Wozu soll ich mich heute plagen, wenn ich morgen sowieso arbeiten muß?

Der Sonntag gehört der Familie, und man soll auch die Kinder in diesem Sinn erziehen. Ab und zu kann man sie aber ruhig sich selbst überlassen. Ausflüge mit den Eltern sind auch den Kindern eine große Freude, jedoch pflegt ihnen ein einziger Kamerad oder eine einzige Schulfreundin lieber zu sein als sieben gute Tanten beim Kaffeekränzchen. Man verderbe den Kindern nicht den Spaß, wenn sie einmal selbst Altersgenossen zu sich laden wollen, und man verarge es ihnen ebensowenig, falls sie es vorziehen, mit anständigen Kameraden am Sonntag nachmittag ins Freie zu gehen.

Der Sonntag soll für das Schulkind ebenso der Preis für sechstägiges Schaffen sein wie für den Erwachsenen. Das ist eine körperliche und eine geistige Notwendigkeit, damit das Kind ausgeruht und frohen Mutes der neuen Arbeitswoche entgegenzusehen vermag.

Ganz groß!

Viele Mütter werden bei dieser oder jener Gelegenheit die Erfahrung machen, daß sich die Kinder — die eigenen oder deren Spielkameraden — beim Umgang miteinander oft ganz anders zeigen als in den Gesprächen mit den Erwachsenen, mit den Eltern und dem Lehrer. Sie schneiden auf, sie flunkern.

Kinder haben eine sehr lebhafte Phantasie und aus dieser Phantasie her werden sie mitunter rechte Prahlhänse. Knaben und Mädchen; unterschiedlich nur in der Art der Aufschneidereien.

Jungen sind natürlich immer große Helden und Kraftmenschen. Sie vollbringen Wunderdinge. Eine Lehrerin, Dr. Maria Zillig, untersuchte solche Aufschneidereien und schrieb darüber in der „Zeitschrift für Pädagogische Psychologie und Jugendkunde". Da behauptet ein Junge zum Beispiel kühn und mutig, er könne einen Kilometer weit auf den Händen laufen. Und einmal habe er einen großen bösen Hund mit einem Stein totgeschlagen.

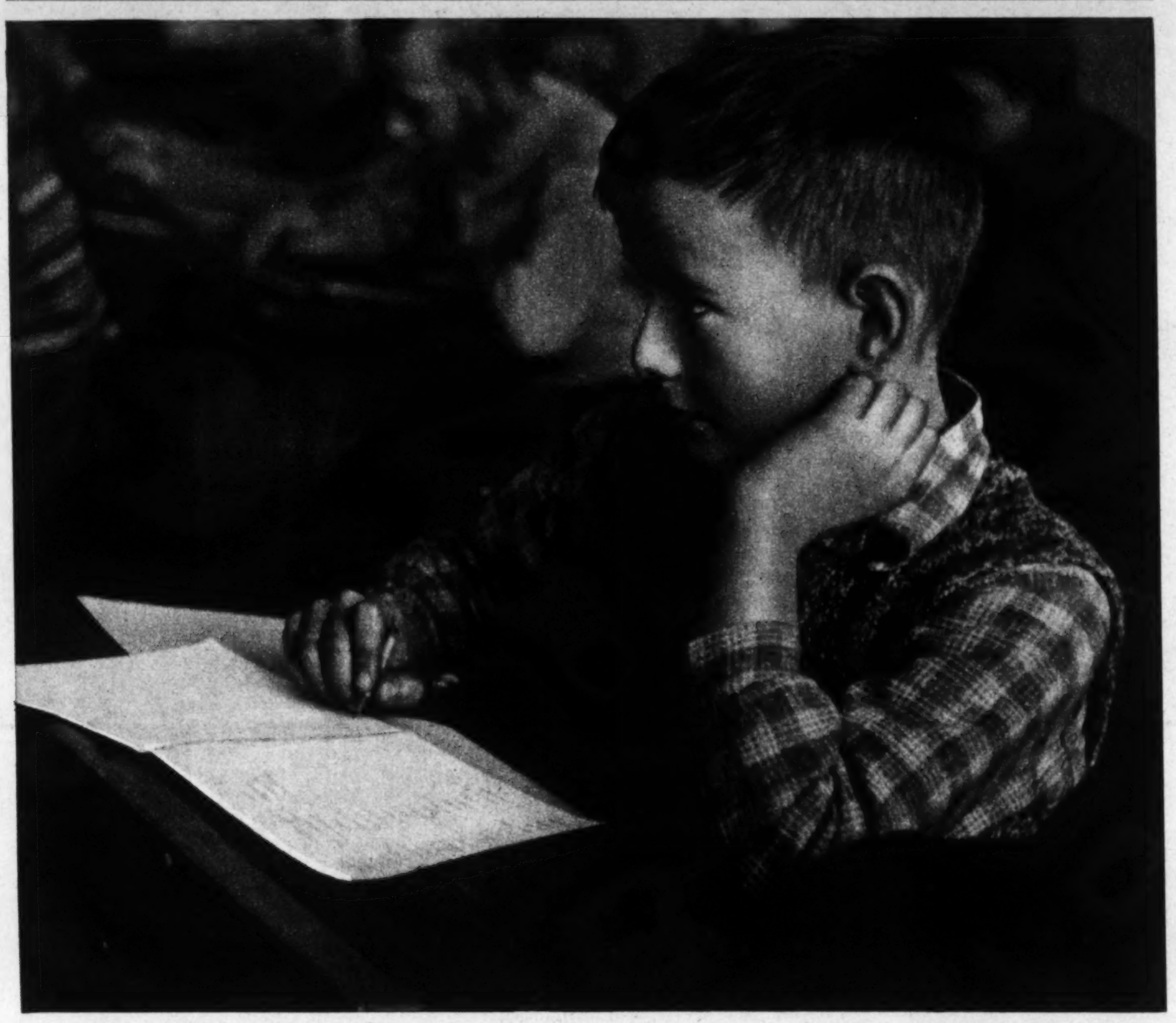
Mädchen erzählen meist Wunderdinge von Fleiß und Schönheit und sonstigem mehr weiblichem Können. Eindrücke aus Märchen gaben gerade den Mädchen starke Eindrücke, die sie dann in das Wirklichkeitserleben umsetzen. So erzählte ein Kind von dem Spiel mit kleinen, feinen Geisterchen, ein anderes erhielt den Besuch von Zwergen. Auf einem Gebiet dieser Prahlereien begegnen sich sogar Knaben und Mädchen; beide wollen die unglaublichsten Leistungen auf dem Gebiet des Sports vollbracht haben!

Diese Sucht zu Uebertreibungen liegt in der sehr lebhaften Phantasie mancher Kinder und wird in den weitaus meisten Fällen schon durch die erbarmungslose Kritik der Spielgefährten sehr bald restlos beseitigt. Wenn der „Meisterschwimmer" in Wirklichkeit Bange hat, überhaupt in das Wasser zu gehen und die „Kunstläuferin" auf dem Eise überhaupt niemals zu erblicken ist, so werden solche kleinen Prahlhänse schon den Spott der Kameraden zu spüren bekommen.

Und die gelegentliche Großsprecherei der Kinder ist nicht so sehr bedenklich. Sie verliert sich, muß aber natürlich beobachtet und eingedämmt werden. Ein Ueberhandwerden solcher wild wuchernder Phantasie muß bei den größer und reifer werdenden Kindern allerdings eine Gefahr werden und kann sich zu der sehr bedenklichen Neigung zur tatsächlichen bewußten Lüge auswachsen.

Meta Brix

Unsere Rechenstunde



Aufnahme: Walter Kemmele

Wir versprachen das letzte Mal, uns nunmehr mit den Arten der Brüche und ihrer Wert- und Formveränderung zu beschäftigen. Vorweg noch ein paar allgemeine Bemerkungen. Alles, was wir heute mehr — sagen wir theoretisch besprechen wollen, verpflichtet uns aber trotzdem, soweit wie möglich von der Grundlage der Veranschaulichung bezw. vorhandenen Anschauung auszugehen. Anschauung ist das Fundament aller Erkenntnis! Die Wege hierzu hat die Rechenstunde der „Reichs-Elternwarte“ des öfteren gewiesen! Manches in der Bruchrechnung unserer Schule kann nicht immer den Anspruch auf die Forderung des Lebensvollen und Lebensnahen rechtfertigen. Sind doch oft Bruchrechnungsaufgaben reine Zahlenaufgaben, die im praktischen Leben selten oder gar nicht vorkommen! Wir dürfen aber nicht vergessen, daß unser Rechenunterricht unter anderm auch die Aufgabe hat, das Gedächtnis und den Verstand des Kindes zu schärfen. Und diesen Zweck erfüllt die Bruchrechnung hervorragend! Also jedes Ding hat zwei Seiten. Im allgemeinen sind aber heute alle Verfasser von Rechenbüchern bemüht, die Bruchrechnungsaufgaben so lebendig wie nur möglich zu gestalten. Aufgaben aus „unserer“ Zeit — „. . . alte Leute wissen noch . . .!“ — kommen nicht mehr vor wie: $206\,^{8}/_{73} + 17\,^{8}/_{109} + 4045\,^{11}/_{147}$ oder: $5\,^{6}/_{7}$ Jahre + 3 Jahre $6\,^{8}/_{15}$ Monate + 1 Monat $4\,^{5}/_{6}$ Tage oder: $15\,^{31}/_{72}$ mal $16\,^{12}/_{93}$ oder: 40 geteilt durch $^{5}/_{422}$ usw. Ebenfalls hauptsächlich theoretischen Wert zur Gedächtnisübung und -stärkung hat die Sorte Aufgaben, für

viele ungleichnamige Brüche den Generalnenner zu suchen. Verfasser dieser Zeilen hat oft Gelegenheit gehabt, Meister und Lehrherren aus Handel und Gewerbe in dieser Beziehung zu sprechen; ausnahmslos wurde bestätigt, daß eine Aufgabe wie: $\frac{1}{9} + \frac{2}{11} + \frac{5}{6} + \frac{3}{4} + \frac{2}{3}$ im praktischen Leben so gut wie gar nicht auftritt. Wir zeigten aber die Lösung solcher Aufgaben, als wir in Nr. 6 der „Reichs-Elternwarte" (1939) uns mit den Rechenanforderungen zur Eignungsprüfung des Berufsberatungsamtes beschäftigten. „Können" an sich muß man schon diese Art Aufgaben, wenn die Schulbank verlassen wird. Das rein logische Denken und Schließen allein bereitet ja hierbei schon Freude. Und nicht nur mathematisch veranlagten Kindern leuchtet das Auge, wenn so ein „Rechenklotz" zerhauen ist! Wir verweisen im übrigen immer wieder auf vorangegangene Arbeiten einschlägiger Art und empfehlen, die „Reichs-Elternwarte" Nummer für Nummer zu ordnen und aufzuheben. Die vorher erwähnte Nr. 6 der „Reichs-Elternwarte" des laufenden Jahrgangs bringt in gedrängter Zusammenfassung übrigens das Wissenswerte über Wert- und Formveränderung der gemeinen Brüche. Wir wollen darum uns heute eine mehr schematische Uebersicht und Einteilung der Brüche angelegen sein lassen (in Parallele zum augenblicklichen Rechenstoff der entsprechenden Klasse). Eingehende anschauliche Begründungen sollen also heute nicht im Vordergrund stehen.

Daß wir gemeine (gewöhnliche) Brüche und Dezimalbrüche als Hauptarten unterscheiden, wird als bekannt vorausgesetzt. Die gemeinen Brüche werden in echte und unechte Brüche eingeteilt. Ein Bruch ist ein Teil vom Ganzen. Er entsteht, indem ich ein Ganzes in mehrere gleiche Teile zerlege. $\frac{1}{2}$; $\frac{1}{6}$; $\frac{5}{9}$ usw. sind echte Brüche, weil der Zähler kleiner ist als der Nenner. (Der Zähler zählt die Brüche, der Nenner nennt sie! Also bei $\frac{5}{9}$ ist 5 der Zähler und 9 der Nenner.) Indem ich eine Tafel Schokolade in neun gleiche Teile teile und fünf davon nehme, erhalte ich $\frac{5}{9}$ Tafel Schokolade! $\frac{3}{2}$; $\frac{5}{4}$; $\frac{11}{8}$ usw. sind unechte Brüche, weil der Zähler größer als der Nenner ist. Sie haben ja auch nur die äußere Form des Bruches als Merkmal; „echt" sind sie nicht, weil sie nicht ein Teil vom Ganzen sind, sondern über das Ganze hinauswachsen! —

$$\frac{1}{7} \quad \frac{2}{3} \quad \frac{4}{9} \quad \frac{1}{7} \quad \begin{matrix} \leftarrow \text{Zähler} \\ \leftarrow \text{Nenner} \end{matrix}$$

Echte Brüche, die den Zähler 1 haben, sind Stammbrüche! Alle anderen echten Brüche heißen Zweigbrüche. $3\frac{5}{7}$; $5\frac{1}{4}$; $20\frac{1}{2}$ sind gemischte Zahlen. (Ganze mit Brüchen gemischt!) — Die Verwandlung gemischter Zahlen in unechte Brüche ist eine feine Gelegenheit, das Einmaleins zu üben! Also: $1\frac{1}{3} = \frac{4}{3}$; $12\frac{17}{20} = \frac{257}{20}$; $7\frac{7}{12} = \frac{91}{12}$ usw. Die umgekehrte Aufgabe, das „Einrichten" der Brüche, übt hervorragend Einsineins, das Teilen! $\frac{7}{3} = 2\frac{1}{3}$; $\frac{29}{6} = 4\frac{5}{6}$; $\frac{108}{12} = 9$; $\frac{45}{7} = 6\frac{3}{7}$ usw. Daß man beim Vertauschen von Zähler und Nenner den umgekehrten (reziproken) Wert erhält, erwähnen wir nebenbei. ($\frac{3}{4}$ und $\frac{4}{3}$; $\frac{8}{9}$ und $\frac{9}{8}$ usw.) — Und nun kommen wir zur Wert- und Formveränderung des gemeinen Bruches durch Erweitern, Kürzen und Gleichnamigmachen. Erweitern: $\frac{1}{2} = \frac{2}{4} = \frac{4}{8} = \frac{8}{16} = \frac{16}{32} = \frac{32}{64} = \frac{64}{128}$ usw. Kürzen: Das Umgekehrte! (Das Einmaleins und



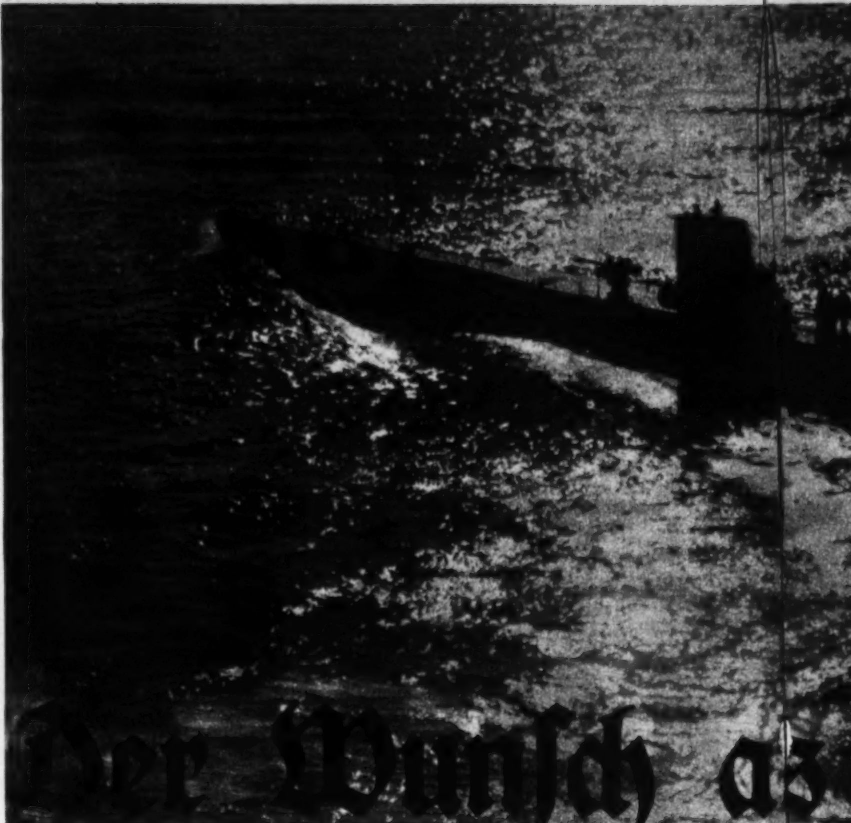
Einsineins, das einstmals im 2. Schuljahre gut und sicher gelernt wurde, kann sich auch hier wieder bewähren!) $\frac{45}{50} = \frac{9}{10}$ (Kürzungszahl 5). Indem ich den größten Teiler für Zähler und Nenner suche, „kürze" ich! — $\frac{3}{4}$ mit 5 erweitern heißt: Zähler 3 und Nenner 4 je mit 5 malnehmen! Das Wichtige hierbei ist, daß beim Erweitern und Kürzen der Wert des Bruches unverändert bleibt; — Das Gleichnamigmachen der Brüche ergibt sich aus folgender Ueberlegung: Wir können 5 Hühner und 3 Enten und 7 Gänse nicht ohne weiteres zusammenzählen! Ein Oberbegriff, der alle „ungleichnamigen" Posten sammelt, ist notwendig: Geflügel oder sagen wir: Federvieh! 15 Stück Geflügel als Ergebnis obiger Zuzählaufgabe geht in Ordnung! — 2 Kirschbäume und 4 Apfelbäume und 9 Pfirsichbäume sind 15 Obstbäume! (Nur gleiche Einheiten lassen sich addieren!) So kann ich die ungleichnamigen Brüche $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{3}$ auch nicht ohne weiteres zusammenzählen. Ich muß sie auf einen gemeinschaftlichen Nenner bringen! Dieser Nenner ist der Haupt- oder Generalnenner! — Wie finde ich nun den Hauptnenner? Nicht so ohne Mühe wie bei den Bäumen und den Enten und Hühnern, aber auch nicht schwer. Wir durchlaufen bei Vierteln und Dritteln z. B. die Einmaleinsreihe des größeren Nenners 4 und passen auf die zuerst erscheinende Zahl auf, in der der „kleinere" Nenner 3 auch enthalten ist. Das ist die Vierer-Einmaleins-Zahl 12!) Diese Zahl ist der Hauptnenner. Nun verwandeln wir $\frac{1}{4} + \frac{1}{3}$ in $/_{12}$, so daß die Aufgabe der ungleichnamigen Brüche $\frac{1}{4} + \frac{1}{3}$ somit $\frac{3}{12} + \frac{4}{12}$ heißt, also gleichnamig geworden ist! Bei in der Zahlenreihe aufeinander folgenden Nennern wie hier ($\frac{1}{4} + \frac{1}{3}$; $\frac{1}{5} + \frac{1}{6}$; $\frac{1}{9} + \frac{1}{10}$) gilt die Vereinfachung ohne langes Suchen: Der Hauptnenner ist das Vielfache (Produkt) der beiden ungleichnamigen Nenner. Probier's einmal, lieber Leser! ($\frac{1}{5} + \frac{1}{6} = \frac{6}{30} + \frac{5}{30}$; $\frac{1}{9} + \frac{1}{10} = \frac{10}{90} + \frac{9}{90} = \frac{19}{90}$. Auch bei ungeraden Zahlen in den Nennern ist das so: $/_3$ und $/_5$ (Hauptnenner 15); $/_5$ und $/_7$ (Hauptnenner 35); $/_7$ und $/_9$ (Hauptnenner 63) usw. Oft ist der Hauptnenner schon der eine der beiden ungleichnamigen Bruchnenner: $\frac{1}{4} + \frac{1}{8}$ (Hauptnenner 8); $\frac{1}{3} + \frac{1}{12}$ (Hauptnenner 12). — So haben wir also gesehen, daß die Veränderungen der Brüche durch Erweitern, Kürzen und Gleichnamigmachen wohl die Form umgestalten — nicht aber den Wert an sich! Die Wertänderung setzt erst ein, wenn mit den Brüchen Rechenoperationen vorgenommen werden. Das geschieht z. B. durch Anwendung der vier Grundrechnungsarten. Die „einfachen" Grundrechnungsarten Zuzählen und Abziehen werden uns nunmehr keine Schwierigkeiten mehr bereiten, wenn wir bis hierher gut „in die Brüche" gegangen sind. $\frac{3}{4} + \frac{3}{4} = \frac{6}{4} = 1\frac{2}{4} = 1\frac{1}{2}$; $\frac{5}{8} - \frac{3}{8} = \frac{2}{8} = \frac{1}{4}$; $\frac{7}{8} + \frac{7}{10} = \frac{35}{40} + \frac{28}{40} = \frac{63}{40} = 1\frac{23}{40}$. —

Willy Kranz


Mein Lieblingswunsch.

Mein Lieblingswunsch ist ein Fahrrad, ausgerüstet mit einer schönen Lampe, Rückstrahler und leuchtenden Pedalen. Dann könnte ich alle Besorgungen schnell erledigen. In meinen freien Stunden würde ich Feld und Wald durchfahren. Unter einem schattigen Baum stellte ich mein Rad ab und würde mich im grünen Gras liegend an den bunten Blumen und schönen Pilzen freuen.

Meine beste Freundin.
Meine beste Freundin heißt Inge.



Von Alb t Sch

Aufnahmen: Dr. Mau (A

Die Zahl der Federhalter, die beim Aufsatzschreiben zerkaut wurden, war von jeher eine beträchtliche. Die der dabei vergossenen Tränen nicht minder. Und wenn alle von den Aufsatzschreibern und -schreiberinnen gegen ihre Auftraggeber ausgestoßenen Verwünschungen in Erfüllung gegangen wären, hätte das berühmte Pfefferland schon längst wegen Ueberfüllung geschlossen werden müssen. Denn von allen Uebeln, die die Schule den Jungen und Mädeln nach deren Ueberzeugung beschert, galt schon immer der Aufsatz als das größte.

Er galt als das größte und gilt es — wenn auch mit gewissen Einschränkungen





— auch heute noch. … bra… unsere eigene Schulzei… den… Albdruck, den uns so … Aufsa… wieviele herrliche Spi…chmit… gebracht und um wievi… schön… ein fleißiger Schüler … den … Samstag einschreibt, … uns … schlag mit auf den Na…ûsen… den; daß aber der, d…ns … gab, seinerzeit selber … ht … hatte, war unsere Ueb…zeugun… uns diese Ueberzeugun… ichts…



az Aufsatzthema

Alb t Schäfer

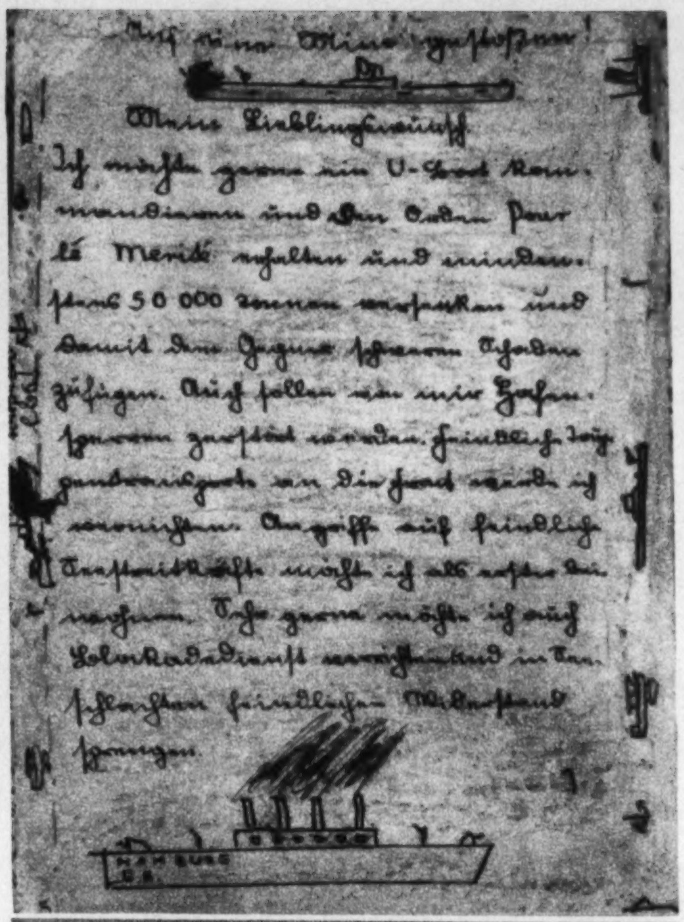
e. Mau (Atlantic-Photo)



). braucher ja nur an
ulzei denken und an den
so e Aufsatz bereitete. Um
Spi chmittage hat er uns
wievi schöne Sonntage! Daß
ler en Aufsatz schon am
t, m uns ja als guter Rat-
Na auseweg gegeben wor-
, d ns diesen guten Rat
ber ht danach gehandelt
Ueb zeugung. Zwar nützte
agun ichts und auch nichts

die Vorstellung, daß der Lehrer, der so grausam in unsere heiligen Jungenrechte eingriff, der uns die Freiheit nahm und die Freude, einst selber fluchend und schwitzend mehr als einen schönen Sonntagnachmittag vor gräßlich leeren Seiten seines Aufsatzheftes verbracht hatte; diese Vorstellung bestärkte uns nur in der Erkenntnis, daß eine Nacheiferung des schönen Sprichworts „Was du nicht willst, daß man dir tu . . ." nur von dem mit einiger Wahrscheinlichkeit erwartet werden darf, der Böses zu fürchten hat, nicht aber von jemandem, der das ihm zugefügte Böse heute mit weiser Abgeklärtheit als für seine Entwicklung notwendig bezeichnet.





Auf eine Mine gestoßen!

Mein Lieblingsberuf.

Ich möchte gerne ein U-Boot kom-
mandieren und den Orden Pour
le Mérite erhalten und minde-
stens 50 000 Tonnen versenken und
damit dem Gegner schweren Schaden
zufügen. Auch sollen von mir Hafen-
sperren zerstört werden. Feindliche [illegible]
[illegible] die hart würde ich
vernichten. Angriffe auf feindliche
Landstreitkräfte möchte ich als erster [illegible]
nehmen. Sehr gerne möchte ich auch
Blockadedienst verrichten und in den
schlechten feindlichen Widerstand
[illegible].



habe, denn möchte ich Schornsteinfeger
werden. Es ist schon als kleiner
Junge mein Wunsch gewesen. Es ist
ein Beruf, wo ich nicht in der Werk-
statt zu arbeiten braucht. Da muß
ich von den Dächern aus die Schorn-
steine fegen. Ich muß die Leute
[illegible] Die kleinen
Kinder bekommen Angst. Auch
kann ich jeden Flieger sehen. Die
[illegible] muß den [illegible]
[illegible] dient [illegible]

Denn so wollten uns doch unsere Auftraggeber den von ihnen geforderten Aufsatz schmackhaft machen: er sei der Prüfstein allen Schulfleißes und unseres guten Willens, und das Aufsatzheft sei das Spiegelbild des Schülers.

Gott sei Dank war das mit dem Spiegelbild ja nur ein Gleichnis, das wir nicht ganz ernst nahmen und vielleicht auch die Mehrzahl unserer Lehrer nicht. Wohl konnten aus der äußeren Aufmachung des Heftes, aus der Schrift, der Raumverteilung usw. Schlüsse auf die Sorgfalt und Sauberkeit, vielleicht auch auf den äußeren Geschmack des Schülers gezogen werden, was uns da aber aus dem *Inhalt* des Aufsatzes als unser sogenanntes Spiegelbild entgegenleuchtete, das waren wir nicht. Die Gedanken, die da niedergeschrieben waren, waren nicht unsere Gedanken und die Sätze, die da standen, nicht unser Stil. Wenn im Heft des Achtjährigen bei der Abhandlung des Themas „Der Herbst" zu lesen stand: „Der Herbst gemahnt uns, des nahenden Winters zu gedenken" oder: „Der Laubwald bietet im Herbst einen prächtigen Anblick, dennoch ist sein buntes Kleid ein Sterbegewand", so sind die hier geäußerten Gedanken nicht die ihres Schreibers und die Art, wie er sie darstellt, nicht die ihm gemäße Ausdrucksweise. Hier stand die Schule Pate oder das Elternhaus; hier schrieb ein Kind aus dem Gedächtnis nieder, was ihm entweder in der Schule zehn- oder zwanzigmal vorerzählt worden war, oder was ihm Vater oder Mutter niederzuschreiben befahlen.



Liselotte versucht bei Ursula eine „Anleihe" zu machen

Und es entstand der Musteraufsatz, der nicht im Entferntesten der Forderung gerecht wird, die man billig an jeden Aufsatz stellen muß, nämlich die in Inhalt und Ausdruck kindgemäße Auseinandersetzung mit einem kindgemäßen Thema zu sein.

Weil nun dieses Thema — häufig — nicht kindgemäß war, und weil von dem Kind im Aufsatz eine Sprache verlangt wurde, die es sonst nie sprach, eben die „Schulsprache", die hier als „Aufsatzstil" in Erscheinung trat, wurde für jeden Jungen und für jedes Mädel das Aufsatzschreiben zu einer Qual, zu einer aus eigenem Können nicht zu lösenden Aufgabe, an die mit Widerwillen herangegangen wurde, und die nur mit Hilfe eines guten Gedächtnisses oder mit Hilfe von Vater und Mutter gelöst werden konnte. Oder durch Mogelei!

So *war* es einmal! Denn die Zeiten, da die Schule Aufsatzthemen stellte, die nicht eindeutig im Anschauungsbereich der Kinder lagen, und die Zeiten, in denen die Schule den gedrechselten, dem kindlichen Ausdrucksvermögen in keiner Weise gerecht werdenden „Aufsatzstil" verlangte, sind längst vorbei. Das will nun nicht sagen, daß das Aufsatzschreiben heutzutage vom Kind keine Anstrengung verlangt. Es ist schon eine Anstrengung, sich mit einem Thema auseinanderzusetzen, und sei dieses auch noch so kindtümlich. Und wir erleben es immer wieder, daß auch heute noch beim Aufsatzschreiben Federhalter zerkaut werden, und daß Hans oder Grete den Klageruf ausstoßen, der so alt ist, wie das Aufsatzschreiben selbst: „Ich weiß nicht, was ich schreiben soll!" Heute allerdings nicht mehr mit der Berechtigung wie vor Jahrzehnten. Heute tun sie's — ja Hans und Grete, es ist so! — aus Denkfaulheit und vielleicht ererbter Angewohnheit. Und heute wie damals sind Vater und Mutter, die den „Jammer" nicht mehr mitansehen können, schließlich mit ihrer Hilfe bei der Hand. Und der Aufsatz zeigt dann wie ehemals ein fremdes Gesicht. Dabei brauchten die Eltern ihre Sprößlinge nur zum eigenen Nachdenken und Schaffen zu ermuntern, nur an das zu erinnern, was die Schule tagein, tagaus lehrt: Schreibe, was *du* beobachtest, *du* denkst, *du* erlebst, *du* empfindest, mit *deinen* Worten und Sätzen! Jeder Lehrer aber weiß davon zu berichten, wie oft die Eltern hier die Bemühungen der Schule, das Kind zu einem ihm eigenen Stil gelangen zu lassen, durch unangebrachte und falsche Hilfe durchkreuzen. Sie machen den Aufsatz, wie das hier auf diesen Blättern schon einmal ausgeführt wurde, zu einem „Hausübel", das nicht nur — ganz unangebracht — dem kleinen Schreiber die Laune verdirbt, sondern die Stimmung der ganzen Familie beeinträchtigt.

Das braucht nicht zu sein. Denn da, wo das Kind, nicht gestört durch die — wenn auch gutgemeinte — Hilfe der durch die Erinnerung an die eigene Aufsatzdrechselei beschwerten Eltern, nach Anleitung der Schule den in ihm schlummernden gestaltenden Kräften freien Lauf läßt, da entstehen jene köstlichen Aufsätze, die wirklich ein Spiegelbild des kindlichen Denkens und des kindlichen Eigenlebens sind.

Da werden die Aufsätze zu Bekenntnissen, die den Stempel der Wahrhaftigkeit tragen, und manche Anlage wird durch sie in ihrem Keim sichtbar.

Da hat nun ein Lehrer seiner Klasse die Aufgabe gegeben, über das Thema „Mein Lieblingswunsch" zu schreiben. Stellen wir uns es einmal vor, *wir* hätten zu unserer Zeit diese Aufgabe erhalten. Was hätten wir wohl geschrieben? Unsere erste Sorge wäre doch die gewesen, zu erfahren, was wohl der *Lehrer* als unsern Wunsch sehen möchte. Und wenn der uns — wie es ja sonst eigentlich üblich war — ausnahmsweise mal keine hinweisende Andeutung gemacht hätte, dann wären Vater und Mutter zu Rate gezogen worden, und als Lieblingswunsch hätte dann vielleicht bestenfalls „der Besuch des Zoologischen Gartens", wahrscheinlich jedoch: „Ich möchte ein immer folgsames Kind sein, das seinen Eltern und seinen Lehrern Freude macht" im Aufsatzheft gestanden.

Heute jedoch getrauen sich die Kinder, ihren wirklichen Wunsch dem Aufsatzheft und dem Lehrer mitzuteilen und auf ihre Art und Weise zu begründen. Und die ganze Welt der kindlichen Phantasie schaut aus dem Stapel Aufsatzhefte heraus, die Freitags oder Dienstags, auch Mittwochs oder Sonnabends, aber — warum wohl? — nie Montags oder Donnerstags abzugeben sind. „Schornsteinfeger möchte ich werden, U-Bootskommandant, Segelflieger, Rennfahrer, einen ganzen Bonbonladen



Auch das Illustrieren des Aufsatzes will gelernt sein

möchte ich leerkaufen und alle Schätze des Spielwarengeschäfts in der Hauptstraße!" — so und ähnlich lauten die ganz ungeniert geäußerten und näher erläuterten Wünsche. Und das Tollste, das Ausgefallenste und Lustigste an Wünschen wird freimütig bekannt und da, wo dem kleinen Schreiber das Wort nicht sinnfällig genug erscheint, durch eine entsprechende Zeichnung unterstrichen.

Es ist äußerst aufschlußreich für die kindliche Seelenkunde, wenn das gleiche, eben erwähnte Thema mehrmals oder doch wenigstens zweimal während der Schulzeit gestellt wird. Das erste Mal vielleicht im 3. oder 4. Schuljahr und das andere Mal im 7. oder 8. Schuljahr. Dann kann man nicht ohne innere Anteilnahme feststellen, wie der werdende Mensch sich gegen Schluß der Volksschulpflicht allmählich in der Welt einzurichten beginnt, wie er ihre Realitäten begreift und seine Wünsche, besonders die Berufswünsche, danach steuert und — eindämmt. Als Acht- oder Neunjährige wollen sie alle das werden, was gerade im Blickpunkt ihres — örtlich übrigens sehr verschiedenen — Interesses liegt: Soldat in erster Linie, dann Flieger oder Kraftfahrer, aber auch Lokomotivführer, Straßenbahnschaffner und auf dem Dorfe (oder für den kleinen Städter im Anschluß an einen Landaufenthalt) Bauer — „weil der mit richtigen Pferden fahren kann" — oder Gutsinspektor, „der alle Tage reiten darf". An der See werden sie alle Kapitän oder doch zum mindesten Steuermann und in den Gebieten des Bergbaues und der Industrie Obersteiger oder Kranführer.

Bei den kleinen Mädchen dieses Alters sind die Berufswünsche noch recht farblos. Kaum, daß die eine oder andere einen anderen Wunsch äußert als den, einmal einen reichen Mann zu heiraten, ein großes schönes Haus zu besitzen, dazu ein Auto, und viele Reisen zu machen. Wünsche schlechthin sind auf Kleider, Puppen, Schmuck und Süßigkeiten gerichtet.

Wie ganz anders sieht es um die Berufswünsche nach vier Jahren aus! Die Jungen haben den Berufs t r ä u m e n Lebewohl gesagt und all die Wünsche gestrichen, die für sie Unerreichbares darstellen oder aus bloßer spielerischer Neigung entstanden. Zu den letzteren gehören der Beruf des Kraftfahrers, der des Lokomotivführers, Straßenbahnschaffners, Kranführers usw. Geblieben ist der Wunsch, Soldat zu werden — möglichst bei den Fliegern oder einer motorisierten Truppe! —, und auch die Neigung, einen seemännischen Beruf zu ergreifen, wird selbst bei Binnenländern vielfach geäußert. Aber nicht mehr „Kapitän" lautet die Berufslosung, sondern „Schiffsjunge und dann weiterzukommen versuchen", wie denn überhaupt die Berufsabsicht der Zwölf- und Dreizehnjährigen ganz wirklichkeitsnah nicht auf das letztmögliche Endziel, sondern betont auf den Anfang, auf die Lehrstelle und die Lehrzeit abgestellt ist. (Allerdings in den meisten Fällen mit der Bemerkung: „um später vielleicht Meister zu werden, zum Militär zu gehen, oder zur Eisenbahn usw."). Hin und wieder ist nun aber auch ein Junge dabei, bei dessen Berufswunsch Karl May ganz sichtbarlich Pate gestanden hat. Und dessen Abenteuer auf feurigen Rossen, mit dem Coltrevolver am Gürtel, bringen lustige Abwechslung in die bei aller Verschiedenheit der Berufszweige doch festzustellenden Gleichförmigkeit des gedachten Berufsweges. Desgleichen hat's dem einen oder dem anderen Max Schmeling oder Carraciola angetan und ihn in seinem Berufswunsch beeinflußt, wobei allerdings neben dem Ruhm auch die nach dem Kampf zu erwartende „Börse" keine nebensächliche Rolle spielt...

Wird diesen Jungen das Thema dahin eingeschränkt, daß sie nur „Wünsche", aber keine Berufswünsche äußern sollen, dann regiert der Sport. Eine „Fußballkanone" zu sein oder ein Kugelstoßer wie Wöllke, ein Speerwerfer wie Stöck und Sportgeräte kaufen zu können, das erscheint ihnen des Wünschens wert. Desgleichen „Auf große Fahrt" zu gehen, recht lange und recht weit, im HJ.-Zeltlager zu wohnen und Deutschland nach allen vier Winden zu durchstreifen.

Das Gleiche oder doch Ähnliches ist von den Wünschen der gleichaltrigen Mädchen zu sagen. Auch für sie bilden die „Fahrt", das Lager und der Sport den Brennpunkt des Wunschspiegels. Bei den Berufswünschen halten sich vielfach — wir sprechen von Volksschulen! — die Wünsche nach einer Stellung im Haushalt — „weil man da für den eigenen Haushalt etwas lernt" — und die nach einer solchen im Büro oder Geschäft die Waage. Daneben scheint vielen der Beruf der Krankenschwester und der der Kinderpflegerin erstrebenswert und aussichtsreich. Aussichtsreich nicht nur als Beruf, sondern — auch das wird freimütig bekannt — „weil man da vielleicht eine gute Partie machen kann..."

Denn heiraten möchten sie alle, und einen guten und gutgestellten Mann möchten sie kriegen und Kinder, und in einer gemütlichen Wohnung — „nicht so eng und klein wie unsere" — möchten sie wohnen und alle Jahre mit KdF. eine Reise machen. Außenseiter wie bei den Jungen gibt es bei den wünscheäußernden Mädchen kaum. Auf den Märchenprinzen wartet keine, auch nicht auf den Produktionsleiter, der sie als Filmstar entdecken soll. Und wo in den Aufsätzen der Zwölf- und Dreizehnjährigen noch etwas von Abenteuern, von Schlössern und Brillanten erwähnt wird, da ist bei der Schreiberin irgend etwas nicht in Ordnung; da handelt es sich für gewöhnlich um ein in seiner Gesamtentwicklung zurückgebliebenes, noch unkritisches Geschöpfchen oder um ein Menschenkind, dessen späterem Schicksal man mit einiger Besorgnis entgegensehen muß. Vielleicht ist aber das alles, was sie schrieb, auch bloß harmlose „Angabe"...

Viele Wünsche enthält der Stapel Aufsatzhefte. Soweit sie „Aufsätze" sind, wird der Lehrer sie korrigieren. Ueber das Weitere hat sich das Leben die Korrektur vorbehalten.

Deutsche Mutter in Sibirien

Roman von Erna Leibfried-Kügelgen

ALLONGE

7. Fortsetzung

Das das arme Vieh keinen Hosenriemen fester schnüren kann, ist es dem Hunger preisgegeben; erst am dritten Tage hört das Schneien auf, die Sonne bricht durch und tut ihr Möglichstes, um wenigstens einigermaßen die Ordnung in der Frühlingswelt wieder herzustellen. Aber vieles läßt sich gar nicht gut machen: Manche Bäume sind unter der Last des Schnees umgebrochen; die Birken haben sich tief gebogen und schnellen nicht wieder zurück; wir gehen noch im Sommer durch manches grüne Tor.

Oft und gern gehen wir spazieren, das ist doch das Schönste hier in der Einsamkeit. Der hohe Berg mit den zwei Zacken, der uns schon auf der Hinreise auffiel, trägt nun den stolzen Namen: der Greifenstein. Die Bergkette, die von ihm ausgeht, weist solch eine Schönheit der Linie auf, daß man sich gar nicht sattsehen kann an ihr. Mir geht der Begriff „Schönheit der Linie" hier in Baigasina erst so richtig auf. So war es auch einmal in Rom; schon vorher hatte ich oft von der Schönheit einer Komposition gehört, wohl selbst den Ausdruck benutzt, aber erst beim Betrachten eines kleinen Freskos von Raffael in einem Halbkreise über einem Fenster im Vatikan ging mir, wie eine Erleuchtung, die Schönheit der Komposition auf. Das Wort wurde zum Begriff, zum Eigentum, zum Erlebnis.

Herrliche Gänge machen wir allein oder mit den Freunden. Wir pflücken die schönsten Blumen und lassen unsere Blicke mit Bewunderung auf den turmhohen Lärchenbäumen ruhen. Im Laufe der Zeit erhalten die Wege Namen; da gibt es den Nachtigallenweg, den Sonntagsnachmittagsweg, den Doktorweg usw. Eines Tages wagen wir den Gang auf den Greifenstein. Der Weg ist zwar lang durch Wiese und Wald, aber schließlich steht man doch bei dem zweizackigen Felsen. Nun aber die Stiefel ausgezogen und wie Gemsen um die schroffen Steine herum, über Felsvorsprünge geklettert.

„Großer Gott, ist das schön!"

Mein Mann hält mich krampfhaft fest, ich aber könnte jubeln vor Glück. Wohin man sieht, nur Wälder, Wälder, ein unabsehbares Meer grüner wogender Baumwipfel. Im Hintergrunde die Berge des Urals. Als einzige Spur des menschlichen Lebens die weiße Schlange des Weges und das winzige Dörfchen Baigasina im schmalen Tale gebettet, neben dem silbernen Bande des Suwenak.

Lange, lange sitzen wir dort, wir, die wir von vielen bedauert werden, und wähnen uns reich wie die Könige. Die Schönheit der Natur ist ein Reichtum, den uns hier niemand rauben kann. Pan sagt leise:

„Trinkt, ihr Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldenen Ueberfluß der Welt."

*

Drei Wochen leben wir nun schon in unserem „Palaste". Morgens liest uns zuweilen unser junger Freund Pan vor. Er macht es gerne und gut, und wir sind ihm für die schmerzlich vermißte geistige Nahrung sehr dankbar. Zu nähen und zu flicken gibt es genug, und es arbeitet sich besser beim Vorlesen.

Plötzlich donnert es an das Hoftor. „Na, nicht so wild!" Wir haben keine Eile, zu öffnen; einer der Landsleute ist es in keinem Falle, denn die haben ihren Pfiff. Aber nun hämmern sie mit den Fäusten an die Planken, daß das Tor wackelt. „Verfluchte Bande!" murmelt mein Mann. Uns aber sinken die Hände in den Schoß: „O, diese Kaffern!"

In groben, beleidigenden Worten schreit uns unser Wirt entgegen: Wir sollen fort, aber sofort, sein Haus verlassen! Er dulde keinen Deutschen in seinem Hause! Schadenfroh grinsen seine Begleiter, unter ihnen der dürre Polizeigewaltige. Unser Hosain aber, das bleiche „Chinesengesicht", vergißt ganz, daß er erst vor ein paar Wochen meinem Manne das Haus selbst vermietet hat. Wir müssen heraus — und damit basta.

Nun sehen wir uns wieder mit großen Augen an. Die Herrlichkeit, der Frieden haben ein schnelles Ende gefunden! Vier Wochen haben wir im Hause gewohnt. Mein Mann und ich gehen sofort auf die Wohnungssuche; immer, wenn solche Widerwärtigkeiten sich in unseren Lebensweg stellen, versucht einer dem anderen zu helfen, und das Zusammengehörigkeitsgefühl ist nie stärker als an Sturmtagen.

Der Weg führt uns zum kleinen Mulla, dem mohammedanischen Dorfgeistlichen, der uns in der „hellen Stube", würdig wie immer, empfängt. Er streicht sich das Kinn und sieht uns prüfend an: „Der Mulla", sagte er in seinem gebrochenen Russisch, „hat selbst ein Haus zu vermieten!"

Also, was soll man da lange suchen; sein Haus liegt dem Palaste schräg gegenüber. Die drei Freunde werden alarmiert, man zieht also wieder um. Jede Medaille hat aber zwei Seiten. Auch dieser Wechsel hat etwas Gutes: die starkknochige Frau des Mulla, die sogenannte „Mullattin", wie wir sie taufen, verspricht uns, eine Kuh dazulassen, wenn das ganze Dorf auf die sommerliche Wanderung geht. Das ist ein Glück für unsere kleine, überzarte Erika.

Auf den Armen, Schultern und Rücken wird der ganze Haushalt hinüber getragen. Die Männer laden sich die großen Lasten auf, die Kinder laufen leichtfüßig zwanzigmal hin und her. Unsere gute Tante leitet, wie ein Feldherr, das ganze Unternehmen. Ein, zwei, drei liegt der Palast verödet da und im kleinen „Pastorat" herrscht munteres Leben. Das Haus ist zwar feucht und kalt, halb verfault, und die schwarze Hütte wird von uns sofort „der Stall" getauft und macht seinem Namen alle Ehre; der kleine Kalbstall in der Ecke verbreitet den unangenehmsten Geruch und trotz Fluten heißen Wassers und grüner Seife verliert er ihn nicht. Nun, was tun. Eine Tischdecke drauf, ein Feldblumenstrauß und es läßt sich eben nicht ändern. Aber der „Stall" hat noch manche andere Ueberraschung. In der ersten Nacht zeigen sich: Wanzen! Helle Haufen. Der Wanzenspezialist, Pan, wird alarmiert und beginnt mit einer Begeisterung, die einer besseren Sache würdig wäre, systematisch und mit Hingebung sein Werk. Mit einer in Petroleum getränkten Feder wird Ritze nach Ritze bestrichen, und die herauskrabbelnden Feinde unter häßlichen und rachedurstigen Reden mit einem Messer getötet. Dabei zählt er seine Opfer mit lauter Stimme. Es werden zwei- ja dreistellige Zahlen, aber es hilft, es wird mit der Zeit besser, und Onkel Pan ist mächtig stolz auf seinen Erfolg und die bessere Nachtruhe seiner Freunde.

Eines Tages pflückt Rotraut einen großen Pilz unter der Pritsche, auf der die ganze Familie schläft, der in der Feuchtigkeit der faulenden Bretter lustig gewachsen ist. Der tut einem wenigstens nichts. Aber die Ratten! Zweimal schleppen sie unsere Seife fort und machen überhaupt nachts einen Mordskrach. Einmal zupft mich eine am Ellenbogen, ich habe vor Ekel die halbe Nacht kein Auge zugetan. Manchmal mache ich Licht und sehe nach, ob die Herlein nicht „angenagt" werden, denn große Ratten greifen zuweilen auch Menschen an. Meine Klagen und meine Angst vor diesen ekelhaften Tieren rühren die Herzen unserer gu-

ten Freunde. Der Riese Pinkepank, der Praktikus und Lebenserfahrene unseres Kreises, weiß Rat: er kennt einen halbwilden, halbblinden, verhungerten Kater, den fängt er, läßt das arme Luder noch fasten und bringt ihn dann mit einem schlauen und doch liebenswürdigen Lächeln angeschleppt. Der Kater kommt in den „Stall", unser schönes Schlafgemach, und wir harren der Dinge, die da kommen sollen.

In der Nacht hören wir einen furchtbaren Satz, einen Stoß, ein ohrenzerreißendes Gequiek und mächtiges Kratzen und Balgen. Dann wird der Lärm leiser und wie ich Licht mache, steht der einäugige Sieger in der Stube, eine mächtige Ratte in den Zähnen. Er kriecht sofort unter unsere Pritsche, Knochen knacken, er kaut und schmatzt bis zum hellen Morgen. Die Reste einer altersgrauen Riesenratte, die Krallen fast so groß wie bei einem jungen Hunde, holen wir am anderen Morgen unter der Pritsche hervor. Kein Wunder, daß es immer so klang, als übe sich ein Schwein im Springen, wenn unsere Ratte bei uns herumtobte. Das Beste aber — alle anderen Ratten wandern aus. Das Geschrei ihrer verehrten Frau Großmama klang wohl gar zu furchtbar. Vor Ratten haben wir nun Ruhe.

Unser Dienstmädchen muß uns verlassen, meine Schwester und ich teilen uns in die Arbeit. Es ist eigentlich ganz schön, am frühen Morgen, wenn alles schläft, Wäsche zu waschen und sich so furchtbar tüchtig vorzukommen. Die Mädelchen sind immer hell und freundlich gekleidet, auch im Baschkirendorfe gönnt man sich diese Freude. Da gibt es von uns sieben Personen schon einen ganzen Berg Wäsche.

Nur die Liese, unsere weißrote Kuh, macht uns schwer zu schaffen. Kühn und unternehmungslustig, wie ich immer bin, übernehme ich das Melken. Das ist schon bei europäischen Kühen eine Sache, die gelernt sein will, aber erst recht bei den halbwilden Baschkirenkühen. Damit die freigrasenden Kühe überhaupt zurückkommen, bindet man ihr Kälbchen irgendwo an. Abends kommt dann die Mutter auf das jämmerliche Blöken hin und wird abgefangen. Nun läßt man das Kalb ansaugen, reißt es aber dann mit harter Hand zurück und muß sofort mit dem Melken beginnen. Sobald die Kuh den Betrug merkt, hält sie die Milch zurück, und das Kalb muß wieder herhalten. Zum Schluß bindet man es los, und freut sich dann, wie froh beide sind. Die Mutter leckt das Kind von allen Seiten, und es ist wirklich so, als wollten sie sich viel Liebes sagen.

Um halb fünf stehe ich auf, ergreife den Eimer, binde mir ein Tuch um den Kopf, des pendelnden Schwanzes wegen, und versuche mein Glück. Schweißgebadet mühe ich mich ab, bringe aber kaum ein paar Tropfen heraus und kann nicht begreifen, wie kleine Baschkirenmädel so schnell und geschickt bei dieser schwierigen Arbeit sind. Die Liese merkt bald, daß da nicht alles klappt und läuft mit hocherhobenem Schwanze im Hofe herum. Zwei, drei Tassen Milch im Eimer sind mein ganzer Erfolg. Das Kalb aber hat ein verträumtes, seliges Lächeln auf den Lippen, soviel Milch hat es noch nie erwischt wie bei der ungeschickten Germanka. Eines Morgens kommt Liese sogar auf den geschmacklosen Gedanken, in warmer Milch ein Fußbad zu nehmen, etwas, was mich schwer kränkt. Aber der Wille ist da, und man lernt alles. Jeden Tag gibt es mehr Milch.

Eines Morgens gehe ich kurz vor Tagesanbruch durch das Dorf. Der Duft von blühenden Faulbeerbäumen kommt deutlich vom Bache hergezogen. Und wie mit einem Zauberschlage steht Villa Siegwart vor mir. Ich höre im Geiste die Schnarrwachtel, sehe das Meer in seiner unendlichen Bläue. War ich es, die im hellen Kleide mich im Garten und auf dem Tennisplatz tummelte? Ist dies schlafende Baschkirendörfchen ein Traum — oder war es die weinumrankte Villa?

Mitten in dieser sehnsüchtigen, weichen Stimmung höre ich Hundegekläff, und eine Meute großer Hunde kommt auf mich zu. Um diese Zeit rotten sich die Hunde, die zum großen Teil Wolfsblut haben, zusammen und werden den Menschen gefährlich. Ich weiß das nicht. Ich weiß nur aus Erfahrung, daß die Hunde hierzulande sehr ausfallend und in ihrem Gebelle hartnäckig sind, aber auch sehr feige. So schwinge ich mutig meinen Stock, den ich zum Glück mitgenommen habe. Aber diesmal weichen sie nicht. Sie werden immer wütender, und es gelingt mir nur mit Mühe, an die Häuserreihe zu kommen, um meinen Rücken zu schützen. So bewege ich mich langsam vorwärts. Ganz nahe vor unserem Tore kommen mir die aufgerissenen Rachen so nahe, daß ich in Todesangst einen lauten Schrei ausstoße, da lassen die Bestien wie durch ein Wunder von mir ab; mit schlotternden Knien und einem Schluchzen in der Kehle werfe ich mich auf eine Bank vor unserem Hause. Die Meinigen haben den Schrei wohl gehört, aber meine Stimme nicht erkannt und sind später voller Mitleid über die Angst, in der ich geschwebt.

Mein Mann zieht sogar mit unserem langen Freunde zu einem Rachezuge aus. Mit wohlgezielten Stock- und Steinwürfen geht es den Bestien zu Leibe — ob sie ahnen, warum? Die beiden Rachegötter kehren sehr erhitzt, aber voll gesättigter Rachegier heim. Mein Mann hat im Eifer des Gefechtes den Dorfgraben übersehen, ist hingestürzt und hinkt etwas. Seine Haare hängen ihm in die Stirn, der Anzug ist zerrissen — aber sein Weib ist gerächt! Er ist sowieso Invalide: beim Holzspalten hat er sich in den Zeigefinger gehackt und trotz der sorgfältigsten Behandlung meiner Schwester wird die Wunde schlimm; sie eitert wochenlang, der Knochen ist verletzt und der Finger bleibt steif. Ein häßliches Andenken an die Zeit der Gefangenschaft. Später wird mein Mann zwar als Holzhacker so gewandt, daß selbst die Baschkiren, die doch Meister darin sind, ihn bewundern. Auch ich sehe gerne zu, wenn er einen Birkenstamm mit Blitzesschnelle der Länge nach durchhackt und dann nach kurzer Zeit alles kurz und klein schlägt, so daß die Späne fliegen. Es ist doch ganz gut, daß er so stark ist, in dieser harten Zeit. Zuweilen wird auch gesägt, aber dabei vertragen wir uns leider nicht; es kommt kein Rhythmus herein, und ich bin froh, wenn einer der Freunde kommt und mich ablöst: „Das brauchen Sie wirklich nicht zu machen, gnädige Frau, wenn wir da sind. Wir haben doch nichts zu tun!"

Sie kommen oft zu uns ins „Pastorat" und bringen Leben und Anregung mit sich. Als erster der Doktor. Der holt sich etwas Schnittlauch, der, wie er kühn behauptet, die schönste Wurst ersetzt. Unser Gärtchen blüht und gedeiht nämlich. Kein Wunder! Wir haben es doch im wahren Sinne des Wortes „auf Händen getragen". Als das böse Chinesengesicht uns kurzerhand aus seinem Palaste hinausschmiß, haben wir die Pflänzchen mit der Erde auf Brettern mühsam herübergeschleppt. Ja, die Germanzen sind nicht so leicht unterzukriegen, die wissen sich immer zu helfen! Sie finden ein sonniges Plätzchen und sie halten zusammen, wenigstens die Baigasianer. Von vielen anderen kann man es leider nicht sagen. Das enge Zusammenleben, die erzwungene Untätigkeit, die kleinliche Misere des Alltags treiben oft unerwünschte Früchte. Dadurch, daß wir in unserem Verbannungsort so ganz einsam sind, bleiben wir von Klatsch so ziemlich verschont. Und besucht uns jemand, so ist es ein Gesinnungsgenosse und der hütet sich, mit solchen Sachen aufzuwarten. Aber er stimmt kräftig ein, wenn wir unsere „Hymne" singen, die unser Hofdichter Pan verfaßt hat:

Wem Ehre, Recht und Sitte und Treue unbekannt,
Weilt nicht in unserer Mitte, wird Deutscher nur genannt.
Zum Freunde wir uns werben, wer edel ist und schlicht,
Wir wollen lieber sterben, doch uns verleugnen nicht.
Mag alle Welt uns hassen, und stehen wir allein,
Wir werden's doch nicht lassen, uns selbst getreu zu sein!
Wir kennen keine Klagen, auch schreckt uns keine Not,
Wir werden nicht verzagen, es kommt ein Morgenrot!

Pan dichtet viel; auch seine Märchen in Versen sind etwas ganz Zartes und Reizendes: „Das Mädchen unter den Greifensteinen", „Zwerg Schnurributt", „Warum Hildegard-Rotraut keine Blumen mehr zerreißt", welches ist das schönste? Pan ist der jüngste unserer Freunde, hat ein kindliches, fröhliches Wesen und so ist es selbstverständlich, daß er die Herzen der Kinder zu fesseln weiß. Von uns Erwachsenen aber wird er etwas verzogen und erzogen; beides nimmt er mit Humor entgegen.

Musik und Dichtung sind etwas Schönes, man kann sie aber nicht essen und unsere Familie ist groß und der Appetit läßt auf einen erfreulichen Gesundheitszustand schließen. Was wäre auch aus uns geworden, wenn mein Mann nicht für unser leibliches Wohl gesorgt hätte! Leicht wurde es ihm in Baigasina nicht gemacht. Vor Tau und Tag mußte er aufstehen und

die Baschkiren auf ihrer Katschöwka aufstöbern, um ein Pferd zu mieten. Da die Eingeborenen aber von einem Platze zum anderen ziehen, muß man schon eine Jagdhundnase haben, um sie zu finden. Die Pferde aber weiden irgendwo frei herum und müssen erst mit dem Lasso gefangen werden. Dann geht es zurück nach Baigasina, Kisten, Flaschen, Säcke und Schüsseln zu holen. Bei schwindender Nacht wieder hinaus, und stundenlang über Berge und Täler, durch Flüsse und tiefen Wald bis nach Temjasowo, dem Marktflecken. Am anderen Tage wird eingekauft, die Post geholt und irgendwo bei Landsleuten auf dem Fußboden geschlafen. Dann wieder die lange Fahrt bis nach Baigasina. Wahrlich, wenn man zurückdenkt, wie einfach das Einkaufen früher war: „Womit kann ich dienen" und in fünf Minunten ist man wieder daheim. Jetzt ist es etwas anderes! Wenn alles ausgepackt ist, muß Pferd und Wagen dem Besitzer wieder zugestellt werden, so braucht der Hausvater vier Tage, um einzukaufen.

Das Teilen geht in Baigasina herrlich leicht vonstatten, denn natürlich versorgt mein Mann unsere Freunde, jeder weiß vom anderen, daß er ihn, um alles in der Welt, nicht übervorteilen will und so wird nach Augenmaß und Gutdünken geteilt. Eine Waage steht uns ja nicht zur Verfügung. Aber nie gibt es unzufriedene Gesichter.

Die Kinder gedeihen trotz mancher Entbehrung und tummeln sich auf der einsamen, jetzt ganz mit Gras bewachsenen Dorfstraße umher oder spielen am Flusse und plätschern dort herum. Mit blitzenden Augen kommt Irmgard einmal gelaufen, die braunen Händchen halten krampfhaft einen etwa zweieinhalb Pfund schweren Fisch, der mächtig mit dem Schwanz schlägt. Die schmalen Lippen sind fast weiß, so pressen sie sich vor Anstrengung aufeinander. Rotraut dagegen reißt ihr Mündchen auf und vollführt ein mächtiges Sieges- und Freudengeheul. Den Fisch hat unsere kecke Aelteste im flachen Wasser gegriffen, ihn in Sand gewälzt und ist nun froh und stolz ob ihres Beitrags zum Abendbrot. Die Kinder lernen es überhaupt, auch ihrerseits etwas zu dem Haushalt beizusteuern. Sie sammeln Reisig und zupfen die Birkenrinde von den Zäunen, die aus Birkenstämmen zusammengeschlagen sind. Sie suchen auch Pilze und Beeren und helfen im Haushalte.

Wir Frauen haben ja genug zu tun und unsere Männer vertreiben sich die Zeit mit Angeln. Die Wanderungen an den schroffen, romantischen Ufern des Flusses sollen von bezaubernder Schönheit sein. Sie werden der Sparsamkeit halber barfuß gemacht. Die Jagd auf die schnellen, listigen Forellen ist besonders interessant. Die Forellen werden bis zehn Pfund schwer.

Und doch, dieses stille, beschauliche Leben befriedigt uns nicht. Mit brennender Sehnsucht sehen wir ins ferne Weltgetriebe und verfolgen mit Spannung die Nachrichten über den Krieg. Leider bekommen wir nur russische Zeitungen in die Hand, und wir wollen und können gar nicht alles glauben, was dort geschrieben steht. Nun ist noch Rumänien in die Reihe der Feinde getreten! Unsere Optimisten, Pan und der Riese Pinkepank, zerknicken zwar in Gedanken den kleinen Staat wie ein Floh, aber die anderen machen ernste Gesichter. Ein Feind mehr. Viele Hunde sind des Hasen Tod.

★

Mit Schaudern merken wir das Nahen des Winters 1916/1917, des Winters, unseres schlimmsten Feindes. In Baigasina wollen wir ihn nicht verleben. Der Pristaw, der unsere Verschickung veranlaßt hat, ist gerade verreist, nun wollen wir versuchen, neue Ausweise zu erlangen und in die Nähe unserer Landsleute zu ziehen. Der „Herr Pastor" kündigt auch, er will nun selbst wieder in seine Hütte. Vor den langen Fahrten im Winter schaudert mein Mann auch zurück. Bevor wir aber Baigasina für immer verlassen, wollen unsere Angler uns ein besonders schönes Plätzchen zeigen, das sie auf ihren Wanderungen entdeckt haben. Wir beschließen, eine „Landpartie" zu machen. Wir „Weiber" werden, ganz wie bei den Baschkiren, auf einen Wagen verladen und fort geht es mit den beseligten Herlein. Vierzehnmal müssen wir in einer Stunde den Fluß überqueren, und das Fahren durch seine Fluten macht den Kindern eine gruselige Freude. Unsere Freunde sind zu Fuß gewandert und erwarten uns schon; nur der Doktor ist geritten und kommt „auf seinem milchweißen Zelter mutig herangesprengt", wie Pan etwas boshaft bemerkt. Bald brennt das Feuerchen unter den sachkundigen Händen unseres tüchtigen Riesen, und es schmeckt herrlich in der unberührten Einsamkeit. Jedem schenkt der strahlende Herbsttag noch eine extra Freude: wir Schwestern nehmen ein herrliches Bad, mein Mann fängt eine Forelle, die es ihm ganz besonders schwer gemacht hatte, Pan träumt unter einem mächtigen Lärchenbaum ein neues Märchen, und die Kinder haben ihren langen Spielgefährten ganz mit Beschlag belegt. Am seligsten aber ist Irmgard, denn sie darf, wie eine Märchenprinzessin, auf dem „weißen Zelter" heimreiten. Dann versinkt die erste und letzte Landpartie der Gefangenschaft ins Reich der lichten Erinnerungen.

Meines Mannes Geburtstag, der 27. September, vereint uns alte Baigasinaer noch ein letztes Mal. Ein neues Heim in einem großen Dorfe ist schon gemietet, alle freuen sich auf die neue Schicksalswendung. Der Doktor verläßt Baigasina als erster mit einem fröhlichen: Auf Wiedersehen!

Beim Mieten der Fuhren aber merken wir einen passiven Widerstand. Die Baschkiren, die sich bei unserem Einzug so feindselig benommen haben, scheinen jetzt ihre Germanzen gar nicht fortlassen zu wollen. Bei uns ist alles verpackt und verschnürt, sogar die Reisebrote gestrichen, da erscheint der dürre Polizeigewaltige und zeigt ein amtliches russisches Papier vor. Er selbst kann es freilich nicht lesen, aber es steht klipp und klar da: wir Deutschen dürfen unser Dorf nicht verlassen.

Was nun? Wir wollen dennoch fahren. Doch da geben uns die Baschkiren keine Pferde, sie dürfen oder wollen uns nicht ziehen lassen. Die Mausefalle ist zugeklappt.

Aus dem Hause des Mullas müssen wir aber heraus. Eine neue Wohnung in Baigasina zu finden ist unmöglich. Es ist eine trübselige Gesellschaft, die in der schwarzen Hütte auf den Reiseförben ums Feuer hockt.

Aber unser Riese Pinkepank kann nicht sehen, wie wir alle die Ohren hängen lassen. Er kommt mit einem etwas abenteuerlichen Plan heraus:

Erst will er zum menschenfreundlichen Stellvertreter des bösen Pristaw gehen und dem alles klarlegen, dann mit auswärtigen Fuhren und ein paar Landsleuten uns abholen. Wir sollen nur nicht auspacken, in drei bis vier Tagen will er zurück sein, und wenn es auch zu einer Schlägerei kommen sollte: „Meine liebe Familie Leibfried wird aus Baigasina fortkommen!"

Wie oft gehen wir nach Ablauf der Tage unserem langen Freunde entgegen. Im „Tal der Sehnsucht" stehen wir und lassen unsere Blicke den Weg entlanggehen. Zum ersten Male fühlen wir uns wirklich einsam. Aber keine Fuhren sind zu sehen. Heimlich hat Herr T. bei Nacht und Nebel das Dorf verlassen. Sollte ihm etwas zugestoßen sein?

Der Mulla drängt. Er erwartet Besuch, denn das größte Baschkirenfest steht vor der Türe. „Heraus Robert, heraus aus meinem Hause!" ruft er meinem Manne zu, sobald er ihn sieht. Schließlich kommt unser tapferer Kumpan zurück. Müde, matt, niedergeschlagen. Ohne Fuhren...

Der stellvertretende Pristaw, der den Deutschen manche Erleichterung verschafft hatte, ist fort, unser alter Feind aber hat die Erlaubnis, Baigasina zu verlassen, sofort annulliert. Es bleibt nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Nun, das verstehen wir ja, wir, die wir alle schon manches böse Spiel in Rußland erlebt haben.

Unser Doktor schaut vergeblich nach seinen Freunden aus. Sie kommen nicht.

Der Mulla wird immer unangenehmer und droht, uns auf die Straße zu setzen. Da entschließtt sich mein Mann, doch auf die Katschöwka zu wandern, wo noch einige reiche Baschkiren hausen. Irgend jemand muß uns doch ein Haus abtreten. Wer wagt, gewinnt, und mein Mann ist von jeher fürs Wagen. Und siehe da, er kommt mit frohglänzenden Augen heim. Er hat ein ganz brauchbares Blockhaus bekommen, nur der Schlüssel ist nicht da, den hat der Sohn. Nun gilt es wieder, den wütenden Mulla hinzuhalten, was bei seinem mangelhaften Russisch gar nicht so einfach ist. Endlich kommt der Sohn, ein freundlicher großer Mensch, kriegsverletzt. Aber nun hat sich der Alte wieder bedacht, er will sein Haus trotz Wort und Handschlag nicht hergeben. Wort und Handschlag gilt auch bei ihm, dem Richter des Dorfes, nichts einem Germanzen gegenüber. (Fortsetzung folgt.)

Schöpferisches Faulenzen

Von Anni Weber



Contax-Aufnahme: D. Jeno

Nicht sehr viele Menschen wissen, was richtiges Arbeiten ist, ebensowenige aber wissen, was rechtes Ausruhen bedeutet. Bei den meisten geht das eine stetig und störend in das andere über, und es kommt weder zu straffer Arbeit, noch zu tiefem, kräfteerneuerndem Ausruhen.

So wertvoll für uns die Fähigkeit zu angespanntem Arbeiten ist, so ist die Fähigkeit zu rechtem Ausspannen doch ebenso notwendig zu unserem inneren und äußeren Wohlergehen.

Friedrich Schlegel sagt in „Lucinde": „Der Fleiß und der Nutzen sind die Todesengel mit dem feurigem Schwert, welche Menschen die Rückkehr ins Paradies verwehren. Nur mit Gelassenheit und Sanftmut, in der heiligen Stille der echten Passivität kann man sich an sein Ich erinnern und die Welt und das Leben anschauen. — In der Tat, man sollte das Studium des Müssiggangs nicht so sträflich vernachlässigen, sondern es zur Kunst und Wissenschaft bilden."

Von ganzem Herzen ausspannen kann wohl am besten das Kind. Nach getaner Schularbeit versinkt es sorglos in sein Spiel, als wäre dies der Sinn seines Daseins, und während dessen erneuern sich und wachsen ohne sein Zutun die Schaffenskräfte für den Ernst seines Lebens. Mann und Frau im Beruf, junge Menschen auf dem Wege dahin, die Frau und ihre Gehilfen im Haushalt müssen vom Kind dies tiefe Ausspannen wieder lernen, wenn sie das „Tempo" nicht überrennen soll. Ganz besonders bedarf der Körper und Geist der Hausfrau bei den hohen Anforderungen und dem Vielerlei des Hausfrauenberufs der Ausspannung auch über Tag. Jenes Frauenideal, das Schiller besingt „und reget ohne Ende die fleißigen Hände", ist überholt. Man hat einsehen müssen, daß ein Schaffen „ohne Ende" der Sinn des Lebens weder beim Mann noch bei der Frau sein kann.

Ist die Tagesarbeit oder ein Teil derselben abgeschlossen, so soll man „Muße" haben zu tiefem, befriedigendem Ausruhen. Muße haben aber bedeutet zunächst ganz äußerlich Zeit haben. Das ist das große Uebel unserer Zeit, daß kein Mensch Zeit zu haben glaubt. In Wirklichkeit hat jeder in dem Maße Zeit, als er sein Leben bewußt lebt, es überschaut und einteilt. Der Beruf oder die Vorbereitung auf einen solchen teilen das Dasein meistens von selbst in gutem Wechsel auf. Aber auch die Hausfrau muß dahin kommen, durch einen gut überlegten Arbeitsplan Pausen und feste Ruhezeiten für sich zu schaffen. Was ihr Arbeitsplan für morgen bereithält, wird ihr heute die Muße nicht verkürzen oder stören, sie hat Zeit, trotz alles dessen, was vielleicht noch getan werden könnte, wenn sie „ohne Ende die fleißigen Hände" regte.

Muße haben, bedeutet aber nicht Zeit haben allein, sondern tief innerlich bereit sein zum sorglosen Ausspannen. Niemand kann auf Kommando sorglos ausruhen, die wohltuende Entspannung ist vielmehr erst die Frucht voraufgegangener straffer Ausspannung. Man kann immer wieder beobachten, daß Menschen, die wirklich zu arbeiten verstehen, auch herrlich faulenzen können. Der Mensch, der in „pflichtbewußter" Schufterei von morgens bis abends nicht zur Besinnung kommt, wird den schöpferischen Wert des Faulenzens nicht an sich erfahren. Mit schlechtem Gewissen läßt sich schlecht faulenzen, man muß wissen, was man tut und sich die Ruhezeit gönnen, sei's eine kurze Frühstücks-

oder Mittagspause, der freie Abend, der Sonntag oder der Urlaub.

Wer stehend sein Frühstücksbrot verschlingt, im „Tempo" weiterkauend, mit faltiger Stirn und gespannten Gliedern, hat keine schöpferische Pause genossen und darf sich nicht wundern, daß seine Leistungsfähigkeit bis zum Mittag abnimmt. Wer, kaum dem Abendbrot entronnen, zur Zeitung greift, um mit Sorgenfalten im Antlitz die Geschehnisse des Tages zu überfliegen, oder wer nichts Eiligeres zu tun hat, als sich nach seiner Arbeitszeit in irgendeiner Form zu „zerstreuen", der verkennt den Wert seiner Freizeiten für sein Lebensglück und wird bald genug nervös werden.

Wir müssen wieder lernen, einmal für eine Viertelstunde die Hände in den Schoß zu legen und die Gedanken ruhen zu lassen, damit wir am Sinn und Wert unseres Daseins nicht vorüberhasten. Wir müssen wieder Ferien feiern lernen, Ferien vom Ich, vom Berufsich und vom Pflichtenich, vom Nervenich und Gewohnheitsich. Dann wird sich das Nichtstun, das Faulenzen, wertvoller erweisen als ein ununterbrochenes Geschäftigsein. Dann wird unsere Seele aus der Unrast und Gebundenheit unseres Tages hinausfinden in jene Gelassenheit, die Raum gibt für jene Beobachtungen und Entschlüsse, die unser Leben fördern und vertiefen.

Mutter

Du stehst so hoch, viel höher als wir alle stehen.
Du bist unendlich wie das träumetiefe Meer.
Du lehrtest sorglich mich die ersten Schritte gehen,
und deine Hand, die gab und gibt, ward niemals leer.

Ja, deine werkgewohnten Hände sind wie Segen
und strömen Güte, starken Trost und Zuversicht.
Sie haben tausendmal auf meiner Stirn gelegen,
bis alle Not sich wandelte zu hellem Licht.

Aus deiner Seele Schoß wächst ewig neue Liebe,
und unaufhörlich sinnst du Gutes Tag und Nacht:
Für andre alles –, für dich selbst nur, was noch bliebe!
Dein Wohltun ist ein unergründlich tiefer Schacht.

Und immer bist du um mich, gibst mir Heimatruhe,
wenn Unrast in mir brandet, Weh und Herzeleid.
Die Wunder deiner Liebe wölben sich zur Truhe,
auf die der Himmel lauter gold'ne Kronen reiht.

Du stehst so hoch, viel höher, als wir alle stehen.
Dein Tun ist von Gott selbst dir auferlegte Pflicht.
Durch alle meine Stunde wird dein Atem wehen,
ich weiß: er fleht für mich und betet, fromm und schlicht.

Fritz Michel

Stundenplan

19.45 bis 21.45 Uhr

In vielen Schulen sitzen an vielen Tagen jetzt Frauen und Mädchen wieder in den Schulbänken, haben Notizzettel vor sich und haben ein sehr aufmerksames Gesicht.

Ganz ehrlich gestanden . . . man kann nicht sagen, daß diese Aufmerksamkeit gleich am ersten Tage da war. Im Gegenteil. Und sollten wir am Ende nicht lieber schweigen von dem, was noch vordem geschah . . .? Mitnichten: Wir sind ja jetzt bekehrt; sehr gründlich bekehrt sogar! Und es ist nun gewiß keine Schande, zu gestehen, daß man sich damals eigentlich furchtbar dumm benommen hat. Damals, als man die Einberufung zum Luftschutzlehrgang erhielt.

Wie denn . . . so fragte man damals . . . man sollte an zehn Abenden in eine Schule kommen, um sich dort über Luftschutz unterrichten zu lassen? Kalender her. Wann waren die Unterrichtstage angesetzt . . . zuerst mal am 6., 7., 10., 13. Am 7. hatte Tante Grete Geburtstag, und am 13. lag doch auch schon irgend etwas vor. Richtig . . . Theater. Ausgeschlossen also, daß man an diesen Tagen zum Luftschutz gehen konnte.

Es kam ganz anders. Und daran war vor allem unsere liebe Nachbarin schuld. Wir trafen uns und erzählten natürlich . . . „Denken Sie nur, ich bin doch zum Luftschutz herangezogen worden, aber . . ." Und so weiter. Wir wissen schon, wie das weiterging. Uns aber antwortete das strahlende Gesicht unserer Nachbarin und ihre Worte: „Na, großartig! Habe ich auch schon mitgemacht. Da kann man aber wirklich etwas lernen. Fabelhaft interessant sind diese Stunden!"

Und man erfuhr, daß es keineswegs ratsam wäre, den einen oder anderen Unterrichtsabend so einfach von sich aus ausfallen zu lassen. Jede versäumte Stunde muß nämlich nachgeholt werden. Und weshalb überhaupt ausfallen lassen? Man überlegte also schon wesentlich ruhiger und fand, Theaterkarten lassen sich umtauschen. Und wenn man Tante Gretes Geburtstag den Nachmittag über mitgefeiert hat, kann man sich am Abend getrost entschuldigen. Zu dieser Ueberzeugung kam man also. Und wenn nicht eher, so doch ganz bestimmt nach dem ersten oder zweiten Unterrichtstage. Dann war einem nämlich auch schon der Sinn und die ernste Bedeutung des Satzes aufgegangen, der besagt: Luftschutz ist Selbstschutz!

für Mutter

Luftschutzunterricht

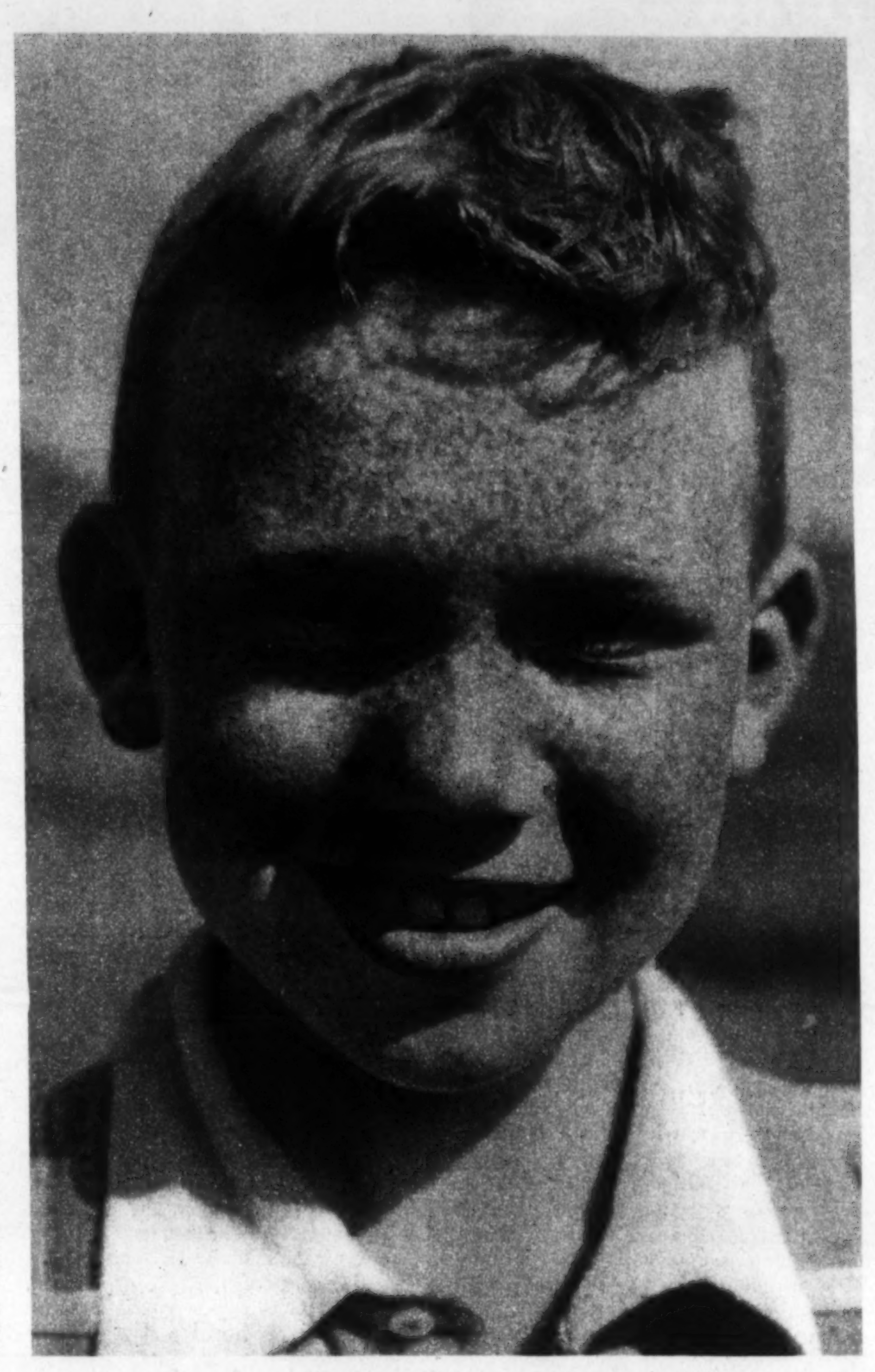
Es gibt in diesen Unterrichtsstunden sehr viel zu lernen. Man hört von Gefahren, die uns und unsere Familie bei Luftangriffen bedrohen würden. Wir haben auch schon früher davon gehört und haben wohl auch im Kino Bilder des Grauens von fremden Kriegsschauplätzen gesehen. Nun aber lernen wir, daß jede Gefahr an Schrecken verliert, wenn man sie kennt und wenn man ihr zu begegnen weiß. Man muß wissen, was sind denn eigentlich Sprengbomben, Brandbomben, chemische Kampfstoffe. Wie ist ihre Wirkung, wie schützt man sich und die unserer Obhut und Verantwortung anvertrauten Volksgenossen? Wie hilft man, wenn Verletzungen der Menschen und Beschädigungen der Gebäude eingetreten sind. Da werden die Frauen und Mädchen eingeteilt in Luftschutzwarte und deren Stellvertreter, Hausfeuerwehr, Laienhelferinnen und Melder. Jedes Aufgabengebiet wird im Unterricht behandelt.

Es soll hier keineswegs sachlich und fachlich von den vielen Aufgaben und Pflichten des zivilen Luftschutzes geschrieben werden. Es soll vielmehr aus dem praktischen Erleben dieser Unterrichtsstunden und aus den Gesprächen mit den Kameradinnen dieses Unterrichtes heraus gesagt werden, daß alle diejenigen, die sich aus diesem oder jenem Grunde von den Unterrichtsstunden des zivilen Luftschutzes zurückstellen oder befreien lassen, vor allem sich selbst Schaden zufügen. Sie lassen sich wertvolle Aufklärungen entgehen, die ihnen völlig kostenfrei gegeben werden. Und sie bleiben in einer Unsicherheit vor Gefahren, die sie weder kennen noch zu bekämpfen vermögen und die sie im Ernstfalle in eine heillose und unheilvolle Panik treiben würden.

Da sitzen dreißig oder vierzig oder auch fünfzig Frauen und Mädchen in Schulklassen beisammen (nebenbei sei verraten, daß manche ganz unwillkürlich sehr artig und aufmerksam die Hände falten) und wachsen zu einer guten Kameradschaft zusammen, obwohl sie nur an zehn Abenden beisammen sein werden. Diese Unterrichtsabende sind ernste Vorbeugung und Probeappell an Mut und Tapferkeit und Hilfsbereitschaft der deutschen Frauen und Mädchen. Wer hat da noch den traurigen Mut, zu sagen, man könnte nicht mitmachen ...?

Mitgemacht! Ran an die Spritze!

Meta Brix



Der Sommersprossenkönig

Oft lachen mich die Buben aus,
Das war mir früher leid,
Jetzt mach ich mir schon lang nichts draus:
Die reden nur aus Neid.

Es hat ja keiner solch Gesicht,
Wie ich getüpfelt bin.
Ein Fleckchen sitzt beim andern dicht,
Da geht auch keins mehr hin.

Ich laß mich sehen auf der Mess'
Da guckt mich alles an,
Am Ende kommt die Glücksprinzeß
Macht mich zu ihrem Mann.

Dann zieh ich in ein goldnes Schloß,
Wo ich nichts schaffen muß
Und krieg auf jede Sommerspross'
Von meiner Frau n'en Kuß.

Elisabeth Hase



Der Bergmann

Daß die meisten Söhne von Gastwirten — oft sehr zum Kummer der Eltern — keine Lust verspüren, den väterlichen Beruf zu ergreifen, obwohl ihnen einmal ein gutgehendes Geschäft zufallen wird, wundert uns heute kaum mehr, denn um wirklich Gastwirt zu sein, muß man viel vom persönlichen Leben, vor allem vom Familienleben aufgeben. Beinahe halten wir das für selbstverständlich, denn die Gastwirtskinder wissen, wie oft sie sich allein fühlen. Wie anders bei einem Rundgang durch eine Bergmannssiedlung! Wenn es einem da auf die Frage „Was willst du einmal werden?" aus fast jedem Munde, selbst des kleinsten Hosenmatzes, entgegenklingt: „Bergmann!", dann wird man doch ein wenig unsicher. Wissen diese Kinder denn so wenig um das harte Schicksal ihrer Väter? Wissen sie nichts von den tausend Gefahren, denen der Bergmann täglich und stündlich ausgesetzt ist? Haben sie es nicht schon selbst erlebt oder doch so oft davon gehört, daß die tückischen „schlagenden Wetter" so viele brave Männer in den Tod schickten? Gibt es denn überhaupt noch eine Bergmannsfamilie, die vom Bergmannslos verschont blieb? So meinen wir doch. Sicher wissen diese Kinder, daß es ein Bergmannslos gibt, sicher wissen sie, daß die „schlagenden Wetter" durchaus nicht ins Reich der Fabel gehören, sie kennen auch Familien, wo der Vater oder ein Bruder nicht heimkehrte. Und sie alle kennen den Gruß der Bergmänner „Glück auf!" Aber sie wissen von den Vätern noch mehr, etwas, was die Fremden nicht wissen, daß nämlich heute alle erdenklichen Sicherungen getroffen werden, um jedes Unglück zu vermeiden. Und dann reizt die Gefahr jeden rechten Jungen. Das gehört zu den Tugenden eines echten Knaben. Aber nicht nur die Jungen denken so, auch die Mädchen. Auch sie wollen später einen Bergmann heiraten. So stolz sind sie alle auf diesen Beruf. Da wird es Zeit, daß auch wir uns einmal mit diesem, von der Sage und Legende umwobenen Berufe befassen, wird es Zeit, daß wir ihn so kennenlernen, wie er wirklich ist.

Kehren wir in die Bergmannssiedlung zurück, wo uns aus dem Munde der Kinder schon der Berufswunsch entgegenschallt, so wissen wir, daß sich der Nachwuchs hauptsächlich aus den Bergmannsfamilien rekrutiert. Aus den Berichten und Erzählungen des Vaters hat der Junge schon viel von diesem Berufe erfahren, ist er mit der Grube schon so vertraut geworden, versteht er schon die Sprache und Zeichen des Lebens und Schaffens „unter Tage", daß er die Eigenart dieses Berufes kaum noch lernen muß. So ist der Bergmannsberuf ein Traditionsberuf geworden, ähnlich wie der des Glasschleifers, des Glockengießers u. a. Daraus folgt schon der Stolz, mit dem diese Menschen an ihrem Beruf und seinem Schicksal, möge es sie auch noch so hart treffen, hängen.

Früher übernahm der Vater, der Onkel oder ein anderer älterer Hauer die praktische und theoretische Unterweisung des jungen Bergmannes. Heute ist diese Art der Ausbildung nicht mehr möglich. Die Fortschritte der Technik und Mechanisierung der Betriebe erfordern andere Kenntnisse und Erfahrungen, die die frühere Ausbildungsmethode nicht vermitteln kann.

Zunächst wird der Bergjungmann in zweijähriger Lehrzeit in den Anlernwerkstätten über Tage auf die bevorstehende Grubentätigkeit gründlich vorbereitet. Hier erfährt er in der Schmiede, Schlosserei, Dreherei, Schreinerei eine zeitlich genau eingeteilte, gute handwerkliche Schulung. Darüber hinaus lernt er aber auch andere Werkstätten und die Einrichtungen des Uebertagebetriebes kennen. Der Wert der handwerklichen Ausbildung liegt einmal darin, daß der Bergjungmann befähigt wird, die vielen für den Grubenbetrieb notwendigen Werkstücke selbst herzustellen und die Reparaturarbeiten vieler Maschinen selbst auszuführen, zum anderen darin, daß er damit schon frühzeitig viele Einrichtungen der Grube eingehend kennenlernt. Grundsätzlich muß jeder Bergjungmann die ganze handwerkliche Ausbildung durchlaufen, bevor über seine weitere Verwendung über und unter Tage entschieden wird. Die praktische Schulung in der Anlernwerkstatt, die im Gegensatz zu einer rein handwerklichen Lehre voll entlohnt wird, findet in einem theoretischen Unterricht eine entsprechende Ergänzung. Einmal in der Woche verfährt der Bergjungmann eine Lernschicht, die ebenso bezahlt wird wie die Arbeitsschicht. In enger Verbindung mit seiner Arbeit wird ihm hier nicht nur rein praktisches Berufswissen vermittelt, sondern sein geistiger Gesichtskreis wird auch erweitert durch die Teilnahme am Unterricht der Bergmännischen Berufsschule, die auf das engste mit dem Ausbildungswesen der Zeche zusammenarbeitet. Der von dieser eingerichtete Werksunterricht erstreckt sich auf Werkstattkunde, Betriebskunde und Elekrotechnik, Fächer, die dem angehenden Bergmann das Wesen des ganzen Tagesbetriebes erschließen.

Besondere Sorgfalt wird auf die körperliche Ertüchtigung des Bergjungmannes gelegt. Deshalb ist dieser verpflichtet, wöchentlich zwei Stunden an den Leibesübungen teilzunehmen. Abgesehen davon, daß der bergmännische Turn- und Sportunterricht in erster Linie dazu eingerichtet ist, die Körperbeanspruchung, soweit diese durch die Berufsarbeit einseitig ist, auszugleichen, sollen das Gerätturnen und die Leichtathletik, das Boxen, Spielen und Schwimmen frische, fröhliche Menschen schaffen und den Körper kräftig und gewandt machen. Zweifellos wird hiermit am ehesten erreicht, daß der Bergjungmann unfallgeschützt ist. Gleichzeitig fördern die Leibesübungen aber auch die charakterlichen Werte und wecken Eigenschaften wie Mut, Entschlossenheit, Kameradschaft, Einsatzbereitschaft, Gehorsam und Selbstbeherrschung.

Die zweijährige Ausbildungszeit über Tage findet in einer praktischen und theoretischen Prüfung ihren Abschluß. Dann wird der Bergjungmann als Schlepper in die Grube verlegt. Seine Ausbildung wird bis zum Ende des dritten Jahres im Berufsschulunterricht fortgesetzt, dann aber vom Werksunterricht abgelöst, der nun eingehend die Stoffgebiete des Untertagebetriebes behandelt. Daneben läuft planmäßig eine Ueberwachung der praktischen Grubentätigkeit. Am Ende des vierten Lehrjahres legt der Bergjungmann seine Knappenprüfung ab, die Zeugnis gibt von den erworbenen Kenntnissen und Erfahrungen der Untertageausbildung. Der Jungknappe wird nun ins Gedinge verlegt und gelangt dadurch in eine bedeutend höhere Lohnstufe. Nach der Knappenprüfung wird er mehr und mehr mit Gewinnungsarbeiten beschäftigt, die bis zur Hauerprüfung von einem bergbaukundlichen Unterricht begleitet sind. Die Hauerprüfung im 21. Lebensjahre — ein Alter, das aber aller Voraussicht nach in Kürze herabgesetzt wird —

bildet den Abschluß der gesamten Ausbildung. Der Bergjungmann ist Hauer geworden und erhält nun den höchsten Lohn.

Dieser Entwicklungsgang ist aber nicht allein auf Arbeit und Unterricht, Aufgaben und Pflichten aufgebaut. Ein Ausgleich, der Anregung, Abwechslung und Erholung in Fülle bietet, liegt in der kulturellen Betätigung, die in der Ausbildung verankert ist. Auf fröhlichen Wanderfahrten lernt der junge Bergmann sein deutsches Vaterland kennen, die Liebe zur Natur wird durch die Schönheit der Landschaft in ihm geweckt. Er sieht andere Menschen, die Romantik der Städte nimmt ihn gefangen. So werden diese Fahrten an die Seen und in die Berge zur Erholung und Erinnerung. Die wirtschaftskundlichen Fahrten dagegen sind Besichtigungsfahrten. Sie dienen dem Besuch von Fabriken, Werken, verwandten Betrieben, Museen und Ausstellungen, die das Blickfeld des Bergjungmannes erweitern und sein Verständnis für andere Berufe vermehren. Die Musikpflege wird eifrig gefördert. Singscharen, Chöre, Spielmannszug und Musikgruppen, in denen Instrumentalmusik verschiedener Instrumente wie Akkordion, Gitarre, Violine, Blockflöte usw. je nach Neigung und Begabung, gepflegt wird, haben alljährlich Gelegenheit, auf Eltern- und Kameradschaftsabenden und besonders auf Jubilarfeiern ihre Fortschritte zu zeigen. Diese Eltern- und Kameradschaftsabende der Bergjungleute werden außerdem durch ernste und heitere Darbietungen der Sprechchöre und der Theatergruppe ausgestaltet. Der Bergjungmann, der besonders zu handwerklichen Arbeiten neigt, hat die Möglichkeit, in der Bastelgruppe für seinen persönlichen Bedarf die verschiedensten Arbeiten herzustellen, Gegenstände, die im Haushalt Verwendung finden, oder aber auch kunstgewerblicher Art, die den Geschmack und den Schönheitssinn des Jungen bilden.

Diese Ausführungen zeigen, daß der Beruf des Bergmannes entgegen allen früheren Behauptungen ein gelernter Beruf ist. Man hat diesem Umstand auch äußerlich durch Einführung des Ausbildungsabkommens Rechnung getragen. Das Ausbildungsabkommen, das das Lehr- und Erziehungsverhältnis zwischen Zeche und Bergjungmann und dessen Vater vertraglich regelt, hat denselben Wert wie ein handwerklicher Lehrvertrag und genießt die gleiche Anerkennung und die gleichen materiellen und steuerlichen Vergünstigungen. Darüber hinaus bildet es die Grundlage zum weiteren Fortkommen des Bergmannes. Kein Beruf ist so sehr wie der des Bergmannes fast nur auf praktischen Erfahrungen aufgebaut. Aus diesem Grunde gehen die Führer des Bergbaues größtenteils aus den Reihen des praktischen Bergmannes hervor. In seinem Beruf hat der Bergjungmann die besten Aufstiegsmöglichkeiten, ohne ein kostspieliges Studium damit verbinden zu müssen. Bereits während der bergjungmännischen Ausbildung findet durch Aufbauklasse und Bergvorschule eine Vorbereitung auf die Grubensteiger-, Elektro- oder Maschinensteigerlaufbahn statt, die auf der Bergschule zu Ende geführt wird. Gewiß, die Anforderungen sind hoch, aber ein unbeirrbarer Wille auf ein festes Ziel läßt auch hier viel erreichen.

„Mein Lebenslauf"

Zu keiner anderen Zeit im Jahre werden — mit heißem Bemühen — so viele Lebensläufe geschrieben wie jetzt. Alle die zahlreichen neuen Berufsanwärter, die von der Schule ins Leben treten, sollen Rechenschaft geben über ihren Entwicklungsgang, damit man sich in ihrem neuen Wirkungskreis ein richtiges Bild von ihnen machen kann.

Das Thema „Lebenslauf" ist jedoch erfahrungsgemäß wenig beliebt. Was soll ich nur schreiben, sagt der junge Mensch, wenn ich noch nichts Außergewöhnliches erlebt habe? Andere wieder fürchten bei jedem Satz, sie könnten etwas Ungünstiges offenbaren. Die Angst lähmt sie geradezu. So kommt es, daß Jungen und Mädel, die sonst nicht auf den Mund gefallen sind, sich vor keinem schwierigen Aufsatzthema fürchten und die Frage: „Welche Beweggründe leiteten Iphigenie in der 3. Szene des so und so vielten Aktes . . .?" auf mehreren Ganzseiten Dinformat flüssig und tiefgründig beantworten, — hölzern, wortarm und ledern werden, sobald es sich um den Lebenslauf handelt. Manche Behörden machen es dem Bewerber scheinbar leicht, indem sie ihm einen festen Fragenkomplex vorlegen und ihn zur Kürze und Straffheit ermahnen. Gleichzeitig erwarten sie aber auch einen „persönlichen Stil"! Das läßt sich oft schwer vereinigen, und so ergeben sich nicht nur inhaltlich, sondern auch in der Form Schwierigkeiten. Manchmal weiß man dann nicht, wer mehr zu bedauern ist, der Verfasser oder der, der den Lebenslauf von Amts- und Berufswegen lesen muß.

Nun würde es keine Verbesserung bedeuten, wollte man jedes Schema vermeiden. Mit Geburt, Eltern, Familie muß man schon beginnen, aber man kann heute zum Beispiel den Gedanken der Abstammung zum Ausdruck bringen und kurz angeben, ob man aus einer Handwerker-, Arbeiter-, Kaufmanns-, Beamten- oder Lehrerfamilie stammt. Ferner ob Vater und Mutter als Erste in der Familie vom Lande in die Stadt gekommen sind. Auch die Landschaft, aus der die Familie stammt, interessiert. Von einem Schlesier, Ostpreußen, Sachsen, Rheinländer oder aus einem anderen deutschen Gau Stammenden hat man eine bestimmte Vorstellung.

„Von treuer Elternliebe behütet, reifte ich dem Besuche der Volksschule entgegen". So hat es wirklich einmal in einem Lebenslauf gestanden. Gut gemeint, aber man soll das gefühlsmäßig Betonte im Lebenslauf möglichst vermeiden, zumal, wenn es sich um selbstverständliche Dinge handelt. Sonst läuft man Gefahr, daß der kritische Leser von vornherein aus der Haut fährt. Hat das Schicksal es anders gewollt und ein Kind als Waise oder Halbwaise aufwachsen lassen, so ist das natürlich bestimmend für den Lebensgang gewesen und deshalb erwähnenswert.

Der Hauptinhalt des Lebens eines jugendlichen Menschen ist die Schulzeit. Aber auch hierüber soll möglichst nur das Grundsätzliche gesagt werden. Die Versuchung liegt nahe, sich eine besondere Neigung für einzelne Schulfächer zuzuschreiben, des guten Eindrucks wegen. Man hüte sich vor gekrampfter Originalität! Ohne Schönfärberei soll man sein persönliches Verhältnis zu den Lehrfächern darlegen. Wenn eine ausgesprochene Neigung auf einem Gebiete noch nicht besteht, soll man es ruhig zugeben. Ehrlichkeit in der persönlichen Beurteilung empfiehlt sich immer. Deshalb ist auch jeder Versuch zu unterlassen, eine Nichtversetzung irgendwie zu verschleiern. Immer wieder kann man feststellen, daß sogar Erwachsene, die längst in Amt und Würden sind, in einem von ihnen verlangten Lebenslauf durch gekünstelte Darstellung ein verlorenes Schuljahr, das kein vernünftiger Mensch tragisch nimmt, unter den Tisch fallen lassen.

Wenn der Bewerber seinen Lebensbericht niederschreibt, soll er auf das Aeußere den allergrößten Wert legen. Es macht keinen guten Eindruck, wenn die Handschrift allzusehr durch originelle Schnörkel, Bogen und Schleifen auffällt. Gar Verstöße gegen Sauberkeit und Sorgfalt werden sich immer bitter rächen. Auf die Länge des Berichtes kommt es gar nicht an. Besser kurz und gehaltvoll als ein Schwall von Redensarten.

Was will denn der künftige Lehrherr oder Behördenchef aus dem Lebenslauf ersehen? Doch nur, ob der Bewerber ein ordentlicher, brauchbarer Mensch ist, ein Werdender, der sich in der Schule und der HJ.-Kameradschaft bewährt hat und somit den Vorbedingungen des erwählten Berufes entspricht.

Peter Schmitz

Bastelstunde der „Reichs-Elternwarte"

Wir bauen einen einfachen Elektromotor

Wir haben seit langem die Elektrizität in den Dienst unseres täglichen Lebens gestellt. Nicht nur, daß die Beleuchtung unserer Wohnung durchweg elektrisch geworden ist, der **Elektromotor** hat uns eine ganze Reihe von lästigen und zum Teil sehr zeitraubenden Arbeiten abgenommen. Während der Elektromotor schon sehr lange als Antriebsmaschine für Gewerbe und Industrie dient, hat er sich vor allen in den letzten Jahren auch im Haushalt recht nützlich gemacht. Er ist der Hausfrau eine fühlbare Hilfe geworden. Man braucht nur an den heute fast unentbehrlichen Staubsauger zu denken. Auch die Nähmaschine mit ihrem kleinen Motor ist nicht mehr ein so ermüdendes Instrument. Mit Motorbetrieb lassen sich auf ihr noch sauberere und schneller zu vollbringende Näharbeiten herstellen. Der Haartrockner ist heute fast in jedem Haushalte zu finden. Und wer „modern" eingerichtet ist, hat auch eine mit einem Elektromotor getriebene Wasch- und Wringmaschine. Daneben gibt es Kaffeemühlen, Ventilatoren und die verschiedensten Küchenmaschinen, für die immer der kleine Elektromotor die Antriebsmaschine ist.

So kommt das Kind schon zu Hause mit diesem Wunderinstrument in Berührung. Man schaltet den Strom ein — und schon dreht es sich, so lange und so oft man will. Wenn aber gar einmal der Föhn nicht mehr funktioniert und der mehr oder weniger sachverständige Vater sich daran macht, das geheimnisvolle Dings zu reparieren, ja, dann kriegt er den „Herrn Sohn" nicht mehr von seiner Seite. Dann kann man doch endlich einmal sehen, wie der Apparat von innen beschaffen ist! Und dann kommt mit Bombensicherheit die Frage: „Wie arbeitet denn so ein Motor?"

Um diese Frage zu beantworten, kann der Vater wohl kaum den ganzen Motor auseinandernehmen. In 99 von hundert Fällen bekommt er ihn dann nicht mehr zusammen, oder er müßte denn ein Fachmann sein! Also macht er es anders. Er baut mit seinem Sohne zusammen einen ganz einfachen Elektromotor, wie es im folgenden beschrieben wird.

Wir bauen einen einfachen Elektromotor.

Der Hauptbestandteil des Elektromotors ist der Elektromagnet. Wie ein solcher Magnet gebaut wird, ist in der letzten Nummer der „Reichs-Elternwarte" eingehend geschildert worden.

Der Elektromagnet besteht aus einem hufeisenförmig gebogenen Stück weichen Eisen. Stahl dürfen wir nicht verwenden, da dieser den Magnetismus festhält und den Magneten für unsere Zwecke wirkungslos macht. Auf den beiden Schenkeln sitzt je eine Garnrolle, die mit umsponnenem Kupferdraht umwickelt ist. Aus der Abbildung ist ersichtlich, wie der Zuleitungsdraht geführt werden muß und die Spulen miteinander verbunden werden.

Um nun den Elektromotor zu bauen, besorgen wir uns zuvor das nötige Material. Wir brauchen: ein Grundbrett, zwei sechseckig zurechtgesägte Brettchen für die Ankertrommel, ein etwas dickeres Stück Holz, das als Träger für den Elektromagneten dienen soll und eventuell durch Zusammenleimen einzelner Brettchen hergestellt werden muß, drei Messingstreifen von 1½ Zentimeter Breite und je 10 Zentimeter Länge, sechs Eisenstreifen aus weichem Eisen von je 3 Zentimeter Breite und 10 Zentimeter Länge, ein Messingstab, der als Achse dienen soll, ein sechseckiges Messingplättchen für den Unterbrecher, ein Holzstäbchen und ein Holzbrettchen zur Befestigung des Elektromagneten.

Die Größe des Grundbrettchens und der Ankertrommel richtet sich nach der

Fortsetzung auf Seite 429

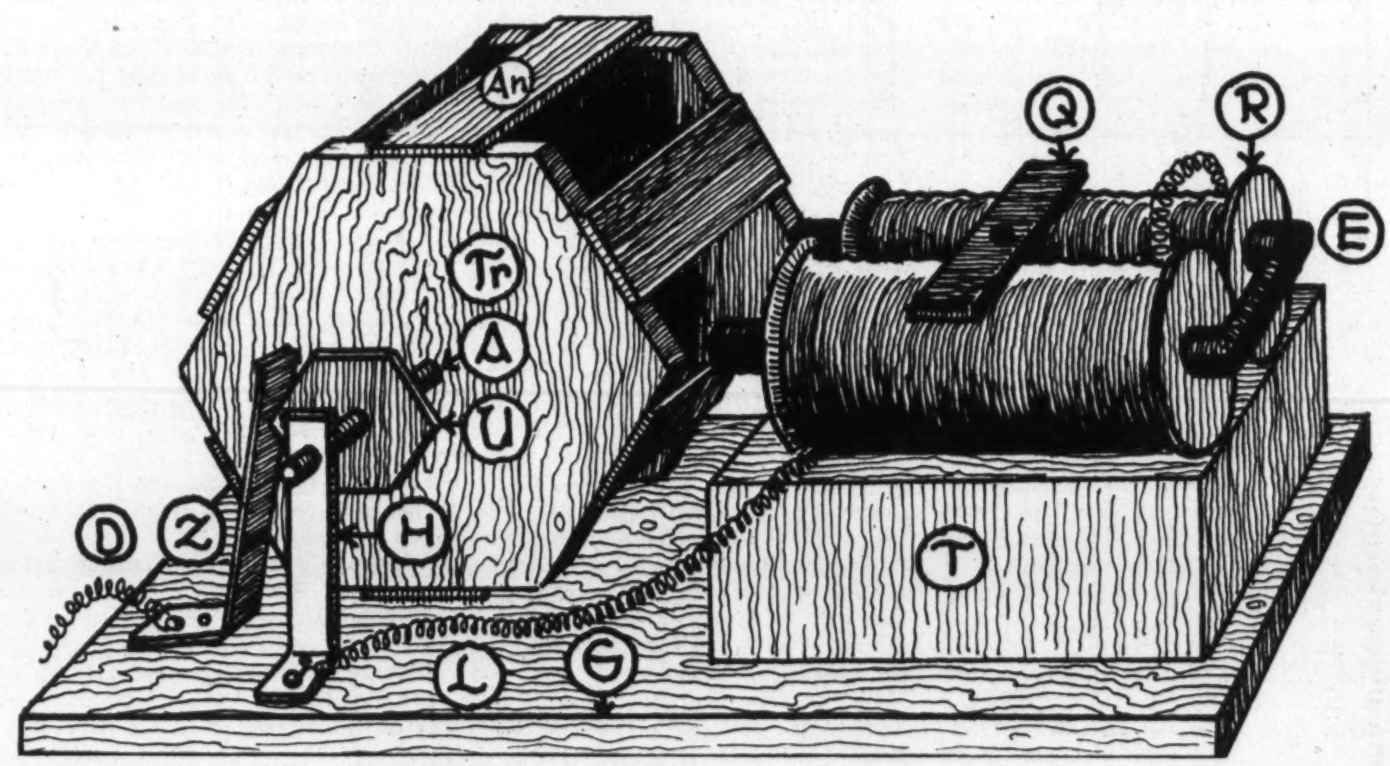


Abbildung 1: Ansicht des Elektromotors

Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 7/1939

Ich hätte gar nicht gedacht, daß diese Preisaufgabe so schwer gewesen sei. Denkt euch einmal, nur wenig mehr als 200 haben mir richtige Lösungen eingesandt, alle anderen aber waren falsch. Wie macht man es nun, wenn man zwar 5 Eierbecher aber nur 3 Eier hat und will dann doch in jeden Eierbecher ein Ei bringen? Ich finde, es ist ganz einfach. Man setzt in je einen Eierbecher ein Ei, die beiden leer gebliebenen stülpt man dann auf je einen der bereits gefüllten Eierbecher. Nicht wahr? dann steckt in jedem Eierbecher ein Ei. Da nun auch diesmal wieder weit mehr richtige Lösungen eingegangen waren als Preise zu vergeben sind, habe ich die Glücksgöttin die Lose ziehen lassen. Und da gingen als Preisträger hervor: 1. **Preis: Christa Schale** in **Lauban** in Schlesien (10 RM.), 2. **Preis: Hans-Joachim Böhlmann** in **Dessau** (5 RM.), 3.—7. **Preis (je ein wertvolles Jugendbuch): Heinz Müller** in **Köln-Merkenich, Ernestine Schmid** in **Neuhaus** bei Triestingtal (Ostmark), **Julius Brühmüller** in **Mannheim-Neckarau, Anneliese Richelmann** in **Siegburg** (Rheinland), **Helmut Eichler** in **Quedlinburg** (Harz).

Allen Einsendern herzlichen Dank. Wer diesmal keinen Preis bekam, vertröste sich bitte auf das nächste Mal. Vielleicht ist ihm die Glücksfee dann sehr hold.

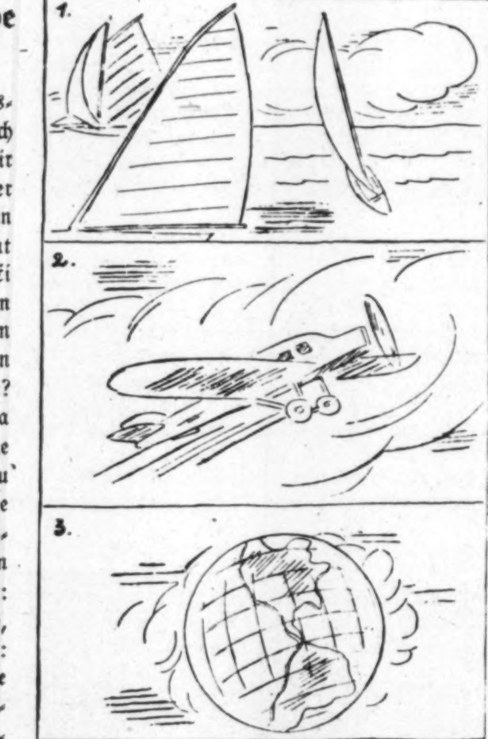
Fritz.

*

Brieffreundschaften gesucht!

Ich habe noch verschiedene Adressen von Jungen und Mädel aus allen Gauen unseres großen und schönen Vaterlandes vorliegen, die mit Gleichgesinnten in Briefaustausch treten möchten. Wer Lust hat, beteilige sich daran. Schreibt mir eure Adressen, damit ich den Austausch vornehmen kann. Das kostet natürlich nichts, denn das ist eine Ehrensache. Versteht sich, nicht wahr?

Fritz.





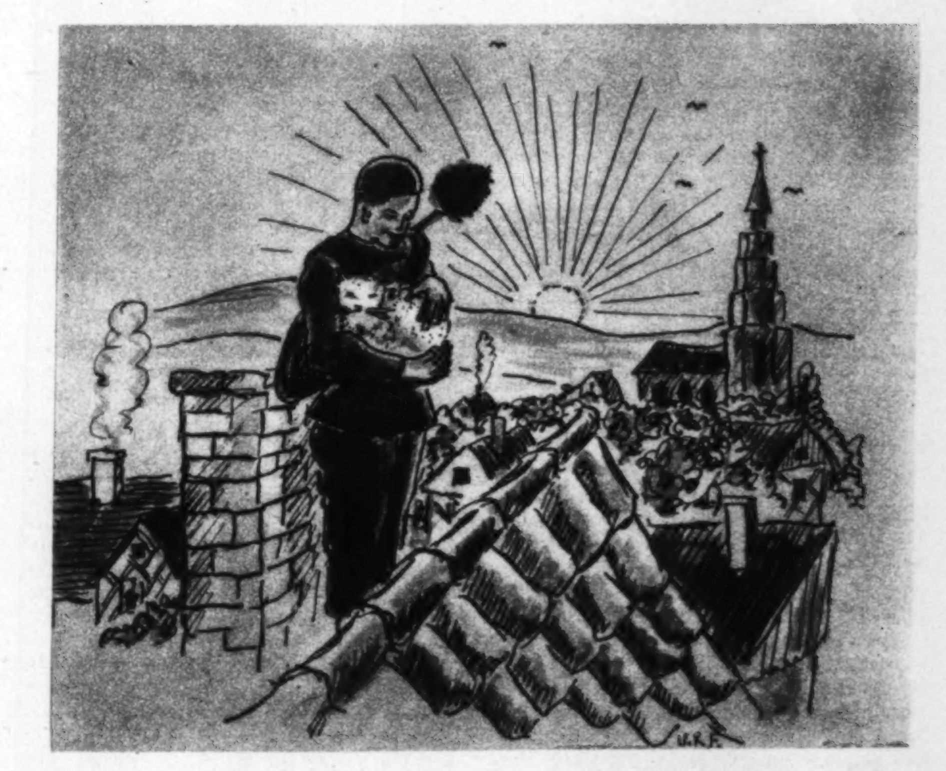
Neue Preisaufgabe

Wer findet zu diesen vier Bildern die kürzeste und treffendste Unterschrift? Sendet mir eure Lösungen bis zum **20. Juni 1939** an die **„Kinderwarte"** der **„Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17—18.** Vergeßt bitte nicht, mir euer Alter genau anzugeben und frankiert die Postkarten auch richtig. Ich muß nämlich sehr oft Strafporto bezahlen, und so etwas tut man bekanntlich nicht gern.



Jonathan und der Schwarze

Von Ulla Richter-Federmann



Jonathan ist entschieden der schönste Kater in der ganzen Altstadt. Wer dies etwa bezweifelt, der möge sich selber überzeugen, ob damit zu viel gesagt ist. Gleich hinter der alten Peterskirche, in der Krummgasse, wo Bäckermeister Mehlstäubl seinen Laden hat, kann man Jonathan des morgens bewundern, wenn er sein schneeweißes Fell nach allen Regeln der Kunst glättet. Ist er nicht ein Bild vollendeter Würde und Anmut zugleich? Wenn die Sonne besonders warm scheint, sitzt er auf der Schwelle des Ladens, den

buschigen Schwanz zierlich um die Vorderpfoten gelegt, und betrachtet aufmerksam die Vorübergehenden aus den schmalen, dunklen Spalten seiner grünen Augen. Kommt etwa gar ein Hund vorbei, so erhebt sich Jonathan, läßt die Haare auf seinem Rücken zu Berge steigen und faucht mit drohend erhobenem Schwanz das unsympathische Individium verächtlich an. Aber gleich darauf nimmt er seine würdige Haltung wieder an, fährt sich mit der rechten Pfote ein paar Mal über das seidenglänzende Spitzohr und läßt die Frühlingssonne, die schon ordentlich Kraft hat, weiter auf seinen Pelz scheinen. Wer aber nun denkt, Jonathans Leben bestünde nur in dieser schneeweißen, tugendhaften Existenz, der ist gar sehr im Irrtum!

Wenn gegen Abend die Schatten in die engen Straßen der Altstadt sinken und die Menschen geruhsam das vollbrachte Tagewerk noch einmal überdenken, dann wird Jonathan erst recht lebendig und unternehmungslustig. Nach all der Faulheit vom Tag muß man sich allerdings erst einmal gründlichst recken und dehnen: Die Vorderpfoten werden langgemacht und der Rücken schön tief durchgebogen, jeder Gymnastikbegeisterte müßte ihn darum beneiden! Dann kommen die Hinterpfoten an die Reihe. Nun noch einmal tüchtig gähnen! Alle spitzen, weißen Zähne kann man dabei sehen, samt der roten, aufgerollten Zunge! Nach einem kleinen Imbiß aus seinem Schüsselchen begibt sich Jonathan auf den merkwürdigsten, zum Teil nur ihm bekannten und zugänglichen Schleichwegen durch die Bodenluke hinauf in sein eigentliches Reich, das seltsame Dächergewirr der Altstadt. Hier ist er ganz zu Hause inmitten dieser eigenartigen Landschaft. Schwarz zeichnen sich die Firste der steilen Dächer gegen den noch ein wenig hellen Abendhimmel. Ueberall recken sich, seltsam geformt, Giebel mit allerlei krausem Zierwerk, hohe Schornsteine, dazwischen kleine Stege, über die der Schornsteinfeger seiner Arbeit nachgeht, auf denen aber auch Jonathan gerne lustwandelt, als seien sie eigens zu seiner Bequemlichkeit dort angebracht. Langsam kommt der Frühlingsvollmond über die Dächer, groß und golden. Jonathan thront auf einem Vorsprung oberhalb eines großen, sehr steil abfallenden Daches und betrachtet das Naturschauspiel. Ab und zu läßt er seine Stimme in musikalischen, langgezogenen Weisen über die stillen Dächer ertönen. Obwohl er von der Unwiderstehlichkeit seines Gesanges völlig überzeugt ist, bleibt dennoch alles ruhig. Nirgendsher eine Antwort! Jonathan versucht es noch eine Weile, noch sehnsüchtiger, noch wohltönender — nichts rührt sich. Jonathan ist ungeduldig geworden. Wenn sein schöner Gesang nichts helfen will, dann muß er einmal selber gehen und Nachschau halten, wo seine kleine Freundin heute abend steckt. Mißgelaunt und empört will er den Weg über den First des steilen Daches antreten, da — verliert er plötzlich den Halt. Seine sonst so sichertretenden Pfoten haben, wohl durch Liebesgedanken verwirrt, danebengetappt. Mit den Krallen versucht er sich anzuklammern — aber es nützt nichts. Unaufhaltsam rutscht er das verdammt steile Dach hinunter! Gott sei Dank ist am Ende ein Schneegitter, sonst wäre er gar in den Hof hinabgerollt. — So findet sich unser Jonathan, von der unfreiwilligen, schnellen Reise ganz verdutzt, in der Dachrinne wieder. Nach einer Weile beginnt er die Sachlage genauer zu prüfen. Nein, da ist kein Weg nach oben! Immer wieder versucht Jonathan, ob er nicht doch mit seinen schönen, scharfen Krallen einen Halt finden kann, um sich wieder emporzuarbeiten. Doch das Dach ist und bleibt zu steil. Elendes Mißgeschick! Schließlich, als echter Philosoph, wie es im Grunde alle Kater sind, gibt er sich mit Würde in sein Schicksal und wartet ab, wie die Sache sich weiter entwickeln soll. —

Als die Morgensonne ihre ersten Strahlen über die Dächer schickt, hockt Jonathan noch immer hinter seinem Schneegitter. Allmählich kommt ihm das Betrübliche seiner Lage zum Bewußtsein. Auch verlangt der kleine Katermagen nach dem gewohnten Frühstück, der frischen Semmel aus Meister Mehlstäubls Laden, eingebrockt in schöne, lauwarme Milch. Doch trotz aller lockenden Vorstellungen wird der Hunger nicht geringer und Jonathan beginnt, statt seiner nächtlichen stolzen Lieder, mit einem recht kläglichen Miauen. Aber wer soll ihn hier oben hören? — Da plötzlich ein Geräusch! Jonathan hört mit seiner Klage ein wenig auf und spitzt seine beiden Oehrchen. Als nichts weiter erfolgt, läßt er sein trauriges „Miau" weiter ertönen. Doch mit einem Mal hört er wieder ein Gepolter, diesmal ganz nah, gerade über ihm. Und nun kann er auch sehen, wer ihm hier oben auf den Dächern Konkurrenz macht. Der „schwarze Mann" ist es, der mit Besen und Leiter herumklettert, um all die vielen Schornsteine der Altstadt zu kehren. Da steht er schwarz mitten in dem

blauen Himmel und schaut mit vergnügten Augen um sich. Wer begegnet auch der Sonne so früh, wie er, hier oben an diesem Frühlingsmorgen! Unten von den Straßen beginnt das erwachte Leben der Stadt immer lauter zu ihm heraufzutönen. Von der Peterskirche tut es sieben langnachhallende Glockenschläge. Aber da ist plötzlich wieder dieses klägliche Miauen, das er schon vorhin gehört hatte — und weil er ein junger, munterer Geselle ist und gleichsam die Oberaufsicht hat über dies luftige Reich, so will er nun einmal nach dem Rechten sehen. Da hat er auch schon Jonathan in seiner sonderbaren Lage entdeckt. „Es soll sich der Mensch mit der Liebe nicht abgeben . ." pfeift er vor sich hin. „Aber ich will dir aus der Klemme helfen, kleiner Kater!" Er schiebt ihm seine Leiter zu und lädt Jonathan ein, sich ihrer gefälligst zu bedienen. Aber Jonathan ist mißtrauisch, zieht sich nach rückwärts und macht einen Buckel. „Ja, entweder oder — wird's bald, mein Lieber?" Schließlich sieht Jonathan ein, daß er das unsympathische Ding schon benutzen muß, wenn er aus seiner Rinne erlöst werden will. So beginnt er langsam daran hochzuklettern. Oben empfängt ihn sein schwarzer Retter mit einem fröhlichen Scherz und nimmt ihn auf den Arm, um ihn ein wenig zu streicheln. Erst ist Jonathan sehr froh über seine Rettung und läßt die schwarze Hand ruhig über seinen Rücken hingleichen. Aber plötzlich besinnt er sich anders — und ehe sein dunkler Freund sich dessen versieht, hat er einen wohlgezielten Kratzer über die Hand bekommen! Verdutzt läßt er Jonathan los. Kopfschüttelnd über den Undank dieser Welt, geht er seiner Arbeit nach.

Jonathan aber ist aus einem schneeweißen in einen gescheckten Kater verwandelt worden! Vor allem das linke Ohr hat tüchtig Ruß abbekommen! Und gerade auf seine seidenglänzenden Ohren mit dem rosa Schimmer war Jonathan doch stets besonders stolz. Eilig tritt er den Rückzug durch seine Bodenluke an, um sich in einem stillen Winkel die Spuren schwarzer Freundlichkeit erst einmal gründlichst abzulecken. So kann man sich ja vor keinem Menschen, geschweige denn Katze blicken lassen! Wir wollen ihm nur wünschen, daß er jetzt nicht gerade seiner kleinen Freundin begegnet, die den also Verwandelten gewiß nicht als ihren Kavalier anerkennen würde!



Sehen sie die Blumen wachsen? Aufnahme: H. Richter

Größe des von uns verwandten Elektromagneten und auch nach dem vorhandenen Material.

Zunächst bauen wir die Ankertrommel zusammen. Wir bohren in die Mitte der sechseckigen Brettchen je ein Loch und stecken die Messingachse hindurch. Sodann lassen wir uns von jemandem, der eine entsprechende Bohrmaschine hat, in die sechs Eisenstreifen aus weichem Eisen an jede Ecke ein kleines Loch bohren. Durch diese Löcher stecken wir kleine Schräubchen und schrauben die Eisenstreifen an die sechseckigen Brettchen an, wie es die Abbildung zeigt. Damit wäre der eigentliche Anker mit seinen sechs Ankerplättchen fertiggestellt.

Nun muß das sechseckige Unterbrecherplättchen an die Achse angelötet werden. Dabei hilft uns der Vater, oder wenn wir kein entsprechendes Werkzeug haben, ein guter Bekannter. Das Unterbrecherplättchen muß so befestigt werden, daß seine Seiten mit den Seiten des sechseckigen Trommelbrettchens parallel laufen.

Die Ankertrommel ruht mit ihrer Achse auf zwei Messinghaltern, die wir aus den bereitgelegten Messingstreifen herstellen. Wir lassen auch diese beiden Streifen an den Enden durchbohren. Je eins dieser beiden Bohrlöcher muß so groß sein, daß die Achse der Ankertrommel ganz leicht in ihm laufen kann. Damit aber die Ankertrommel nicht ihre Lage verändert, empfiehlt es sich, daß wir die Messingachse zuvor an ihren Enden etwa ½ Zentimeter breit durch Abfeilen verjüngen, d. h. es soll ein um eine Kleinigkeit geringerer Durchmesser entstehen. Diesem Durchmesser muß dann auch die Größe des in die Messingstreifen gebohrten Loches entsprechen. Jeder der beiden Messingstreifen wird dann an seinem unteren Ende rechtwinklig umgebogen. Der Zuleitungsstreifen besteht ebenfalls aus Messing. Er erhält an seinem unteren Ende auch ein Bohrloch und wird in ähnlicher Weise wie die Halter umgebogen.

Jetzt können wir den ganzen Apparat zusammensetzen.

Wir befestigen zunächst den Trägerklotz auf dem Grundbrettchen, indem wir ihn anleimen oder von unten her anschrauben. Nun legen wir den Elektromagneten auf den Trägerklotz. Zwischen beide Spulen stecken wir das Holzstäbchen hindurch. Wir entfernen den Elektromagneten wieder, bohren in den Trägerklotz an der entsprechenden Stelle ein Loch und leimen in diesem das Holzstäbchen fest. Nachdem der Elektromagnet wieder an seinen Platz gebracht worden ist, legen wir die Querleiste auf und schrauben sie an dem zwischen den Spulen senkrecht stehenden Holzstäbchen an. Nun darf sich der Elektromagnet nur noch schwer bewegen lassen.

Sodann stecken wir die Achse der Ankertrommel auf die Messinghalter und setzen die Halter auf das Grundbrettchen. Wir rücken die Messingtrommel so nahe an die Eisenkerne des Elektromagneten, daß bei der Drehung der Ankertrommel die Ankerplättchen ziemlich nahe an den Eisenkernen vorbeilaufen. Nun können wir die waagerecht liegenden Enden der Halter auf das Grundbrett aufschrauben.

Es kommt nun darauf an, den Zuleitungsstreifen richtig vor die sechseckige Unterbrecherscheibe zu setzen, denn wenn das nicht richtig gemacht wird, klappt der ganze Apparat nicht! Zunächst ist noch hinzuzufügen, daß dieser Zuleitungsstreifen etwas federn muß, damit er nicht zu großen Widerstand gibt. Er muß so auf das Grundbrett aufgeschraubt werden, daß ihn das sechseckige Unterbrecherplättchen nur an den Ecken ganz leicht berührt. Dreht sich das Plättchen weiter, dann muß der Zuleitungsstreifen frei sein. Besonders müssen wir darauf achten, daß der Zuleitungsstreifen die Ecken des Unterbrecherplättchens nur dann berührt, wenn kein Ankereisenstück vor den Polen des Elekromagneten liegt.

Die Stromführung ist nun folgende: Angeschlossen wird die eine Leitung an den Zuleitungsstreifen. Sodann werden der eine Messinghalter und die eine Spule des Elektromagneten miteinander verbunden. Von der ersten Spule läuft der Strom zur zweiten. Der andere Anschluß ist der freie Draht der zweiten Spule.

Jetzt können wir unsern Elektromotor an eine frische Taschenlampenbatterie anschließen. Wir setzen die Ankertrommel mit einem kleinen Ruck von oben her in Richtung auf den Elektromagneten hin in Bewegung. So lange der Strom geschlossen ist, dreht sie sich flott um ihre Achse. Soll der Motor ein Modell treiben, dann müssen wir ein kleines Treibrädchen an dem freien Ende der Achse befestigen.

Wie arbeitet nun unser kleiner Versuchsmotor?

Wird der Strom geschlossen und hat die Ankertrommel gerade die Stellung, die unsere Abbildung zeigt, dann läuft er von dem Draht durch den Zuleitungsstreifen, durch die Unterbrecherscheibe, durch die Achse und durch den Messinghalter in den Weiterleitungsdraht zum Elektromotor. Die Eisenkerne sind in diesem Moment magnetisch. Sie ziehen also den ihnen zunächstliegenden Ankerstreifen an. Da die Trommel ganz lose befestigt ist, bewegt sich der Ankerstreifen auf die Eisenkerne des Elektromagneten zu, dreht also die Ankertrommel ein Stückchen weiter.

Durch die Drehung ist aber gleichzeitig das Unterbrecherplättchen mitgedreht worden. Die Ecke des Plättchens berührt nicht mehr den Zubringerstreifen, und der Strom ist unterbrochen. Durch das Beharrungsvermögen dreht sich aber die Ankertrommel noch ein wenig weiter. Die zweite Ecke des Unterbrecherplättchens berührt den Zubringerstreifen und schließt somit wieder den Stromkreis. Anziehung und Drehung erfolgen ein zweites Mal. Und so wiederholt sich der Vorgang in immer schnellerer Folge. Die Ankertrommel dreht sich ununterbrochen um ihre Achse. Erst wenn wir den Strom abschalten, kommt sie wieder zur Ruhe.

Heinz Rahms

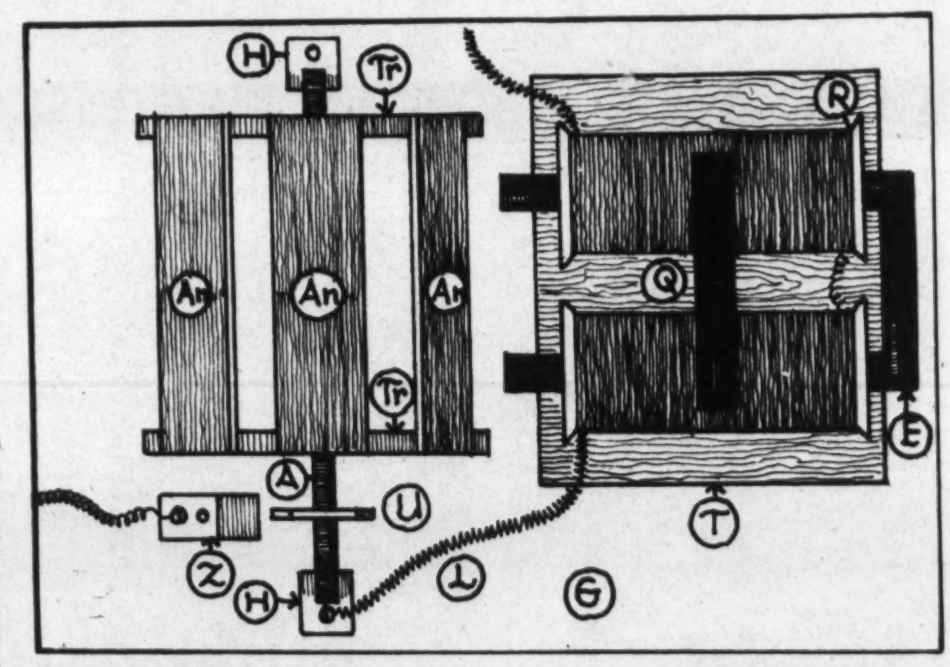


Abbildung 2: Grundriß des Elektromotors. G = Grundbrett, T = Trägerklotz, E = Eisenkern, R = umspulte Rollen, Q = Querbrettchen, L = Leitung, H = Messinghalter, A = Achse, U = Unterbrecherscheibe, Z = Zuleitungsstreifen, D = Draht, Tr = Trommel für die Anker, An = Ankereisen.

Proletarische „Erziehung"

Ueber die sowjetrussische Schule gibt ein Aufsatz von B. v. Arseniew in der Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung" (Novemberheft) aufschlußreiche Darstellungen. Der Verfasser war in den Jahren 1920 bis 1926 Geographielehrer in mehreren niederen und mittleren Schulen Moskaus. Ueber das Schulleben sagt er: „Das Aufwartepersonal nimmt an der Verwaltung der Schule teil und hat deshalb keine Zeit, die Schulen sauberzuhalten. Ueberall kann man ja die Worte Lenins lesen, daß „jede Köchin es verstehen müsse, den Staat zu regieren". Dieses Leitwort kann schwerlich zur Hebung des allgemeinen Kultur- und Bildungsniveaus der Bevölkerung beitragen.

Die Schulkinder sind selbst gewöhnlich derart mit verschiedenen parteipolitischen Pflichten vom zartesten Alter an überladen (Teilnahme an der Arbeit der Jungkommunistischen Organisationen der „Pioniere" und des „Komsomols", verschiedene Versammlungen, Kundgebungen, marxistische Propaganda usw.), daß ihnen sehr wenig Zeit für den eigentlichen Unterricht übrig bleibt. Ferner werden die Kinder systematisch moralisch verdorben, indem man ihnen schon recht frühzeitig unsittliche Bücher zu lesen gibt, um sie „von den Vorurteilen der bürgerlichen Moral zu befreien. Die Kinder werden aufgefordert, ihre eigenen Eltern und Angehörigen zu bespitzeln und anzuzeigen, denn die neue, kommunistische Moral fordert, daß dem Wohl der Partei alles andere, selbst die teuersten Familienbande, geopfert werden. Dies alles erzeugt in den Kindern ein starkes Mißtrauen gegen die Eltern und entzieht sie dadurch dem Einfluß des elterlichen Hauses. Im allgemeinen wird dieses Ziel erreicht, aber nicht selten sind dann doch die Fälle, wo dieses Mißtrauen sich gegen die Lehrer selbst wendet. Die Schulkinder in Sowjetrußland gewöhnen sich schon recht früh, sich kritisch zu den Aelteren zu verhalten und wenig auf sie zu achten. Bei allen den schlechten Folgen dieser Einstellung hat sie jedoch auch eine gute Seite — nämlich die kindische Seele, um die in Sowjetrußland der Kampf geführt wird, läßt sich jetzt schon nicht mehr so leicht, wie früher, durch Propaganda verführen."

Auffällig ist bei den Kindern ihre Unwissenheit in allen Dingen, die keinen Bezug zur Technik haben. Die Technik interessiert sie brennend, vornehmlich des Vorwärtskommens halber. In Geographie und Geschichte sind die Kenntnisse kümmerlich, man weiß nur, daß Sowjetrußland das Paradies bedeutet, seitdem die Herrschaft des „Tyrannen, des Zaren und Gutsbesitzers" abgelöst wurde und „die proletarische Sonne" aufging. Trotz aller Vernichtung und Beeinflussung im bösen und zersetzenden Sinne und trotz aller Bespitzelung und Sucht der Jugend, bereits von früh auf dem Nächsten zu schaden, ihn von seiner Position abzudrängen, um sich selbst darauf zu setzen, hat Arseniew tüchtige, treue zuverlässige, gutmütige und religiös veranlagte Menschen gefunden, denen es ernst war um ein Leben in Einklang mit den natürlichen und metaphysischen Mächten, die nicht stumm und liebedienerisch taten, wenn ihnen Dinge anbefohlen wurden, die sie mit ihrem Gewissen nicht in Einklang bringen konnten. Neben kommunistischer Verderbtheit stehen altrussischer Mut und altslawische Einsatzbereitschaft: „In der Sowjetpresse trifft man oft Lobgesänge zu Ehren derjenigen „kleinen Helden" von den „Pionieren", die ihre Eltern angezeigt haben. So war es z. B. in einem Dorf, wo die Tochter ihre eigene Mutter denunzierte, da sie nach der Ernte die auf dem Felde zurückgebliebenen Aehren las und wegtrug, was durch die „Kolchosen"-Verordnung aufs strengste verboten wird. Die Mutter wurde erschossen, die Tochter aber zur „roten Heldin" proklamiert. Weiter wird die Aufbewahrung der kirchlichen Gegenstände und der Ikonen als Verbrechen angesehen, das die „Pioniere" melden müssen.

Und dennoch gab es in der obenerwähnten Eisenbahnschule in Moskau dort einige Schüler, die im Jahre 1922 bis 1923 aus der „Komsomol"-Organisation ausgetreten sind, wo sie verantwortliche Posten bekleideten, weil sie — wie sie es sagten — die dort herrschende Lüge nicht mehr aushalten konnten. Es ist selbstverständlich, daß dieser Schritt großen Mut voraussetzte, denn nicht nur ihre ganze weitere Laufbahn, sondern ihre Freiheit und ihr Leben stand auf dem Spiele.

Wie bekannt, haben jetzt Stalin und Ko. sogar in dem „Komosol", dieser Stütze des kommunistischen Regimes, unzuverlässige Elemente entdeckt; es wurden daher schon mehrere „Säuberungen" vorgenommen. Im Jahre 1937 wurde z. B. wegen „reaktionärer Propaganda" ein zur Kirche wieder zurückgekehrter Jungkommunist erschossen.

Kurzweil am Feierabend

1. Silben-Rätsel

Aus den Silben:

an — au — bahn — brand — chen — chen — der — dün — eu — ge — gel — grund — heim — i — in — kir — ku — le — lein — lohn — ma — mie — nen — neun — par — pen — rei — se — sen — ser — son — tzen — sti — ter — tus — tut — un — ze

sind 13 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort nennen.

Bedeutung der Wörter: 1. ostpreußische Dichterin, 2. unlauterer Wettbewerb, 3. Hautverbrennung, 4. Dorf im Unterelsaß (durch Goethe berühmt), 5. Verkehrsmittel, 6. aalartiger Fisch, 7. französische Hafenstadt, 8. Nadelbaum, 9. Lehranstalt, 10. 1920 Belgien zugesprochene Stadt, 11. Viehfutter, 12. westfälische Industriestadt, 13. Fuchsbau in der Tiersage.

2. Silben-Rätsel

Aus den Silben:

bach — bann — be — bel — ben — ber — brat — den — dros — e — e — e — e — eb — ent — erd — ga — in — korb — la — le — li — ma — mei — mus — ner — no — no — nus — obst — öl — ras — ri — ro — sche — sche — schen — schna — se — sel — ser — set — spi — storch — ta — ver — vil — vor — zi — zi

sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort nennen.

Bedeutung der Wörter: 1. gesperrter Stadtbezirk, 2. Naturerscheinung, 3. spanische Stadt, 4. Pflanze, 5. Humanist, 6. Abführmittel, 7. italienische Stadt, 8. Weidengeflecht, 9. Musikinstrument, 10. Teil des Motors, 11. Dichterin † 1916, 12. Berggipfel der Dolomiten (Südtirol), 13. Singvogel, 14. Inspizient, 15. Laubbaum, 16. Wandervolk.

Rätsel-Auflösungen aus Heft 11

Silbenrätsel. 1. Wieland, 2. Amberg, 3. Skandinavien, 4. Morgenstern, 5. Angelsachsen, 6. Nomaden, 7. Iduna, 8. Nazareth, 9. Dusche, 10. Elixier, 11. Rabatte, 12. Watzmann, 13. Irrenanstalt, 14. Echo, 15. Giebel, 16. Edamer Käse, 17. Löwenzahn, 18. Enterich, 19. Renate. Was man in der Wiege lernt, waehrt bis zum Grabe.

Silbensuchen. Wirke, nur in seinen Werken kann der Mensch sich selbst bemerken. (Goethe.)

Ein Buchstabe mehr. 1. Eider, 2. Weiser, 3. Miene, 4. Taube, 5. Adler, 6. Posten, 7. Lied, 8. Nadel, 9. Spatzen, 10. Daumen, 11. Baum, 12. Pforte, 13. Email, 14. Malter, 15. Leder, 16. Weisen, 17. Leiter, 18. Jahn, 19. Forum, 20. Enkel, 21. Lagune, 22. Harem, 23. Pfand, 24. Katze, 25. Haube, 26. Marie, 27. Ratte, 28. Haut, 29. Torte. — Die Alten zum Rat, die Jungen zur Tat.

Die Schwesternschaft des Ev. Diakonievereins
Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8
stellt deutsche evangelische Mädchen als
Kranken- und Säuglingspflegeschülerinnen ein.
21 Kranken- und Säuglingspflegeschulen
in allen Teilen Deutschlands.
Ausbildung kostenlos. Alter 18 bis 30 Jahre. Ausbildungsdauer bei Mittel- oder Oberschulabschluß 1½ bzw. 2 Jahre. Bei Volksschulabschluß vorher ergänzende Aufbaubildung. Auskunft u. Prosp. durch obige Anschrift.

Sorgfältig

will auch der Anzeigenteil gelesen sein. Und wenn nicht heute, dann werden aber vielleicht im nächsten Heft Angebote sein, die gerade Sie interessieren!

Kieler
Matrosen-
Kinderanzüge, Kleider u. Mäntel, Alter. Körpergröße (Scheitel bis Fußsohle) Knabe od. Mädch. u. Beruf angeb. Marine-Offiziersstuch., Jachtklubsergen, farb. Kammgarne f. Anzüge, Damenmäntl., Kostüm., Kleider, Körper- und Konfektionsgröße **unbedingt** erforderl. Bemustert. Angeb. u. Preisl. grat. 3—4-monatl. Ratenzahlung. Versandhaus **B. Preller, Kiel 1.**





Er trägt die Nase hoch,
er photographiert
und hat mehr vom Leben!
DER PHOTO-PORST
Nürnberg O S.W. 118
der Welt größtes Photohaus
Ansichtssendung, Teilzahlung, Photo-Tausch. Neu. Katalog G 118 kostenlos

Erfolgreich
bewerben –

bedeutet heute nicht mehr, irgendeine Stellung zu erhalten, sondern sich ein Arbeitsgebiet erschließen, das den eigenen Wünschen entspricht und entwicklungsreich ist. Widmen Sie aus diesem Grunde Ihrer Bewerbung volle Aufmerksamkeit und lesen Sie das Buch

Neue Stellung
durch richtige Bewerbung

Von Alfred Gütteler. Preis RM. 1,—

Durch den Buchhandel zu beziehen oder über den Verlag

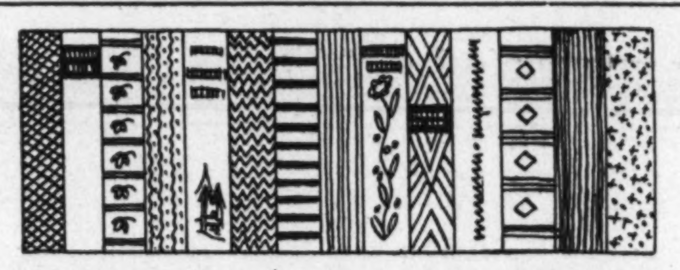
HANSEATISCHE VERLAGS-ANSTALT HAMBURG

Gültig ist Preisliste 2

Die weltberühmte
HOHNER
Gratiskatalog 64 Seiten, insges. 180 Abb., alle Instrumente originalfarbig. 10 Monatsraten.
LINDBERG
Größtes Hohner-Versandhaus Deutschlands
München, Kaufingerstr. 10







Meisterwerke der deutschen Dichtung

erhält der Bücherfreund für wenig Geld als Mitglied der 1916 gegründeten Deutschen Hausbücherei.

Ihre Leistungen: Acht ausgesucht gute Bücher jährlich für einen Monatsbeitrag von nur RM. 2,—, sechs umfangreiche Zeitschriftenhefte.

Ihre Vorzüge: Völlig freie Wahl aus einer umfangreichen Auswahlliste! Kein Eintrittsgeld! Leinen- und (ohne Aufschlag!) Halblederbände. Fast 3000 Ausgabestellen im In- und Auslande! Eintritt jederzeit!

Fordern Sie unverbindlich und kostenlos ausführliche Werbeschriften. Es lohnt sich für Sie!

Deutsche Hausbücherei

Hamburg 36, Schließfach 233



FOTO
Großkatalog
mit 300 sprechenden Bildern.
Gebrauchtliste
(Fundgrube)
Hauszeitschrift
kostenlos.
Ihr Vorteil:
5 Tage Ansicht.
Teilzahlung.
10 Monatsraten
PHOTO SCHAJA
MÜNCHEN-E 123
Der Welt größte Leicaverkaufsstelle

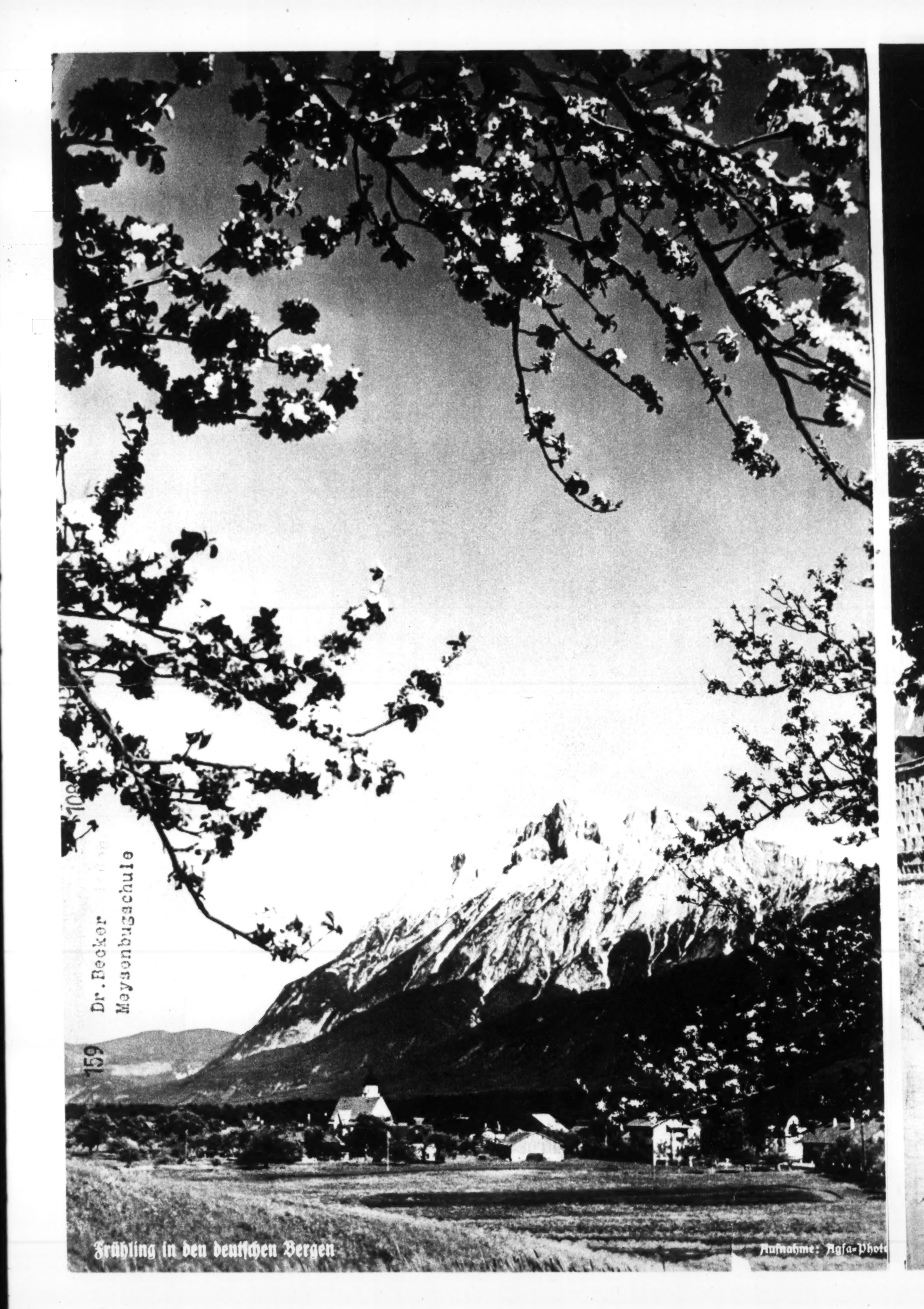
Kopfschmerzen
verschwinden schneller

wenn man diese nicht nur betäubt, sondern gegen ihre Ursache angeht. Dazu eignet sich Melabon, dessen Einfluß sich nicht nur auf die Schmerzempfindungssphäre im Großhirn, sondern auch auf die Krampfzustände in den Hirnarterien und die dadurch verursachten Zirkulationsstörungen richtet. Außerdem wird Melabon auch wegen seiner guten Verträglichkeit von Ärzten empfohlen. Die Melabonstoffe sind ungepreßt in einer Oblate, wodurch die leichte Aufsaugung durch den Verdauungskanal und damit die überraschend schnelle Schmerzbeseitigung erzielt wird. Packung zu 86 Pf. und RM. 1.66 in Apotheken.

Gratis

Verlangen Sie unter Bezugnahme auf diese Anzeige eine Gratisprobe Melabon vom Hersteller Dr. Rentschler & Co., Laupheim F 137

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Anzeigenverwaltung Berlin, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1, Fernruf 22 91 51, Postscheckkonto: Berlin 1690 40. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. DA. I. Vj. 1939: 131 945. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Anton Chudzinski, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1. Auflage dieses Heftes: 127,730. Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2



Frühling in den deutschen Bergen

Aufnahme: Agfa-Phot